

CHERY • PFARRGEMEINDE UND LITURGIE

H. CH. CHERY O.P.

# PFARRGEMEINDE UND LITURGIE

AUS DER PRAXIS  
DER LYONER VORSTADTPFARRE  
NOTRE-DAME SAINT-ALBAN

4  
19 \$ 49

VERLAG J. SCHNELLSCHES BUCHHANDLUNG  
(C. LEOPOLD) • WARENDORF WESTF.

Titel des französischen Originals: Communauté paroissiale  
et liturgie Notre-Dame Saint-Alban. Les Éditions du  
Cerf. Paris. Ins Deutsche übertragen von René Michel



1963/196

CJD 001

A  
Imprimatur. N. 1748 Monasterii, die 18 Martii 1949. Dr. Pohlschneider,  
Vicarius Episcopi Generalis - Hergestellt in den Buchdruckwerkstätten  
der J. Schnellischen Buchhandlung (C. Leopold), Warendorf Westfalen

## Inhaltsverzeichnis

Geleitwort	Sr. E. des hochwürdigsten Herrn Weihbischofs Dr. Heinrich Gleumes . . . . .	7
Geleitworte	des P. Laurent Remillieux und des P. H. Ch. Chéry . . . . .	9
Vorwort	des Generalvikars von Lyon, Domherrn Lacroix . . . . .	13
Einführung	. . . . .	20
	I „Sie haben das Geld besiegt“ . . . . .	30
	II Eine echte Liturgie . . . . .	61
	Über den Bibelunterricht . . . . .	90
	Über die Liturgie in Wien (Die Klosterneuburger Liturgie) . . . . .	94
	III Die Taufe . . . . .	96
	IV „Feierliche Kommunion“ oder „Erneuerung der Taufe“? . . . . .	108
	Bemerkungen über die religiöse Unterweisung der Kinder	127
	V Die Eheschließung . . . . .	133
	VI Die Beerdigung . . . . .	172
	Über das „Buch der Seelen“ und die Pfarrkartei . . . . .	194
Schlußwort	. . . . .	199

## Geleitwort

Autarkie darf es auf dem Gebiete unseres katholischen Glaubens nicht geben. Das katholische Frankreich und Lyon, die Metropole im Rhonetal, haben oft in der Geschichte ihren wohltuenden Einfluß geltend gemacht. Das Beispiel der heldenmütigen Märtyrer von Lugdunum (177) hat die Urkirche erbaut. Durch das Rhonetal ist das Christentum nach Norden zum Rheinstrom vorgedrungen. Ein wechselseitiges Geben und Nehmen hat die Katholiken Frankreichs und Deutschlands im Mittelalter einander näher gebracht, als die politischen Grenzen vor der Einheit im Glauben zurücktreten mußten. Und für die spätere Zeit müssen wir verzeichnen, daß im Bereiche von Lyon zwei Heilige tätig waren, deren Einfluß die moderne Seelsorge noch verspürt, nämlich Vinzenz Depaul in Chatillon les Dombes und Johannes Vianney in Ars.

Priester und Laien, die für Christi Reich wirken, werden dem vorliegenden Buche ihr Interesse entgegenbringen. Berichtet es uns doch von einem Seelsorger, der schon drei Jahrzehnte lang in einer Vorstadtpfarrei von Lyon sich einsetzt und bestrebt ist, eine weithin entchristlichte Bevölkerung in das Kraftfeld des eucharistischen Heilandes zurückzuholen. In seiner langen Seelsorgepraxis hat er immer wieder seine Urlaubswochen in deutschen Pfarreien verlebt, um zu lernen und zu helfen. Mit den Gedankenkreisen der liturgischen Bewegung von Klosterneuburg ist Pfarrer Lorenz Remillieux wohl vertraut. Mancher deutsche Kriegsgefangene hat in der Fremde zu seinem Troste erfahren, daß die mütterliche Liebe und Sorge der Kirche dort nicht fehlt, wo ein Priester nach dem Herzen Gottes seine Tätigkeit entfaltet. Diesen Priestern fühlen wir uns in Dankbarkeit verbunden.

Münster, im Mai 1949.

† Heinrich Gleumes, Weihbischof.

## Grußwort

### An die Christen deutscher Zunge!

Dieses Büchlein, das Sie in Händen halten, ist zuerst in französischer Sprache geschrieben worden und gibt Rechenschaft über die Gründung einer Pfarrei im Randgebiet von Lyon.

Dieses Vorstadtviertel ist durch nichts Besonderes charakterisiert. Seine Bewohner setzen sich aus allen Bevölkerungsschichten zusammen. In nächster Nähe der Pfarrei dehnen sich bedeutende Fabrikanlagen aus, sie gehören aber nicht zum Pfarrbezirk. Zusammenhängende Wohnblocks und massive Mietkasernen fehlen im Bild des Stadtteils, dagegen bestimmt eine ansehnliche Anzahl kleiner Wohnhäuser das Gepräge der Gegend. In diesen Häusern wohnen Facharbeiter, Werkmeister und Angestellte, die in der Stadt ihrer Arbeit nachgehen. Zweifellos sind die Lohnverhältnisse unbefriedigend. Die gesundheitlichen Bedingungen, die etwas weniger schlecht sind als mancherorts, gewähren diesem Leben eine gewisse menschenwürdige Erscheinungsform, die man nicht überall findet.

Außer den Geschäftsleuten — die man allorts antrifft — gibt es in dieser Gegend auch wirklich gebildete Familien. Innerhalb der Pfarreigrenzen erheben sich die Baulichkeiten der medizinischen Fakultät der Universität Lyon. Die Anwesenheit zahlreicher Professoren und Studenten sowie einiger Ingenieure bewirkt, daß in der Kirche z. B. verschiedene Gedankengänge und ein großer Ideenreichtum ihren Niederschlag und Widerhall finden.

Aber diese ganze Bevölkerung ist in ihrer Gesamtheit entchristlicht. Sie kennt und übt das Gebet nicht. Sie weiß nicht um das wunderbare Gnadengeschehen, dessen Quelle und Mittelpunkt das heilige Meßopfer ist. Das also ist die

Umgebung, und so liegen die Verhältnisse, in denen unsere Erfahrungen sich entwickelt haben.

Nach dreißigjähriger Wirksamkeit in diesem Seelsorgekreis habe ich die unumstößliche Überzeugung, daß die Entchristlichung aufzuhalten wäre, wenn überall die notwendigen Maßnahmen getroffen würden, u. a. die in diesem Buche beschriebenen. Damit will ich nicht mehr und nicht weniger behaupten, als daß es möglich wäre, den Keim eines wahren und tiefen Christentums in die Seelen der Kinder zu pflanzen durch rechte und weise Lenkung ihres Lebens.

Ich kenne Deutschland im allgemeinen. Ich habe dort gelebt. Ich kenne mehrere Bistümer. Ich habe gearbeitet in einer Pfarrei, deren damaliges geistliches Oberhaupt kürzlich als Bischof aus einem Leben voll harter Prüfungen in die Ewigkeit Gottes abberufen würde<sup>1</sup>. Wenn dieses Büchlein zur Folge hätte, daß Priester und tatkräftige Laien sich diese und jene Frage stellen würden, so wäre das für mich ein reicher Segen Gottes und eine unsagbare Freude.

Aus ganzem Herzen bete ich für alle Christen deutscher Sprache, welche sich diese Seiten zu Gemüte führen. Sie werden einen Geist der Brüderlichkeit schaffen, den kein Einfluß des Teufels zerstören kann.

Lyon, im Februar 1949.

Laurent Remillieux, Pfarrer.

---

<sup>1</sup> Gemeint ist der mit der Flüchtlingsseelsorge betraute Bischof Kaller. (Der Übersetzer.)

Die Freunde der deutschen liturgischen Bewegung werden bald gewahr werden, daß die Tätigkeit, welche P. Remillieux in seiner Lyoner Pfarre entfaltet, viel den Anregungen verdankt, die er in Deutschland empfangen hat, wo Ähnliches schon seit längerem versucht wird. Vor dem ersten Weltkrieg verbrachte er jedes Jahr einen Teil des Sommers in Deutschland, nicht etwa, um dort Erholung zu suchen, sondern im Gegenteil, um in irgendeiner Pfarre zu arbeiten. Mehrere Jahre lang hatte er in seiner Pfarre in Lyon deutsche Priester, die dort Kaplansdienste versahen. Schon immer ging sein eifrigstes Bestreben dahin, eine Annäherung zwischen unseren beiden Ländern auf christlicher Basis herbeizuführen, und mehr als mancher andere litt er schmerzlich unter den Feindseligkeiten, die über den Kopf der Christen hinweg zweimal innerhalb fünfundzwanzig Jahren uns, Deutsche und Franzosen, zwang, einander als Gegner gegenüberzutreten.

Vor zwei Jahren war es ihm gelungen, einer von ihm betreuten Gruppe deutscher Kriegsgefangener den Zutritt zu seiner Kirche zu ermöglichen, wo sie dann im Kreise seiner Gläubigen das Weihnachtsfest mitfeierten. Wenige Monate später sah ich sie wieder. Dieses Mal waren sie zu einer Trauung (Messe und darauf folgendem Frühstück) eingeladen, einem wahren Familienfest, wie dies immer in Notre-Dame Saint-Alban so zu sein pflegt.

Ich wünsche von ganzem Herzen, daß dieses Buch in Deutschland freundlich aufgenommen wird. Es beschreibt in schlichter Weise, wie ein Pfarrer bei uns in Frankreich wirkt und werkt. Im gleichen Sinne wie P. Remillieux seit nunmehr dreißig Jahren arbeiten jetzt schon viele französische Pfarrer. Seine Originalität ist, der Erste, ein Bahnbrecher gewesen zu sein. Sein Vorzug ist aber: ein wahrer Priester zu sein, ein Mann des Glaubens, ein Mann, der erfüllt ist

von Gott und darum weiß, welche Verehrung und Anbetung seiner väterlichen Größe geschuldet wird. In dieser Anbetung des Vaters müssen alle Kinder sich gleichen und miteinander verbunden sein, welchem Lande und welcher Rasse sie auch angehören mögen.

Ich könnte mir keinen schöneren Erfolg für dieses Buch denken, als wenn es zu seinem Teil dazu beitragen würde, die Gemeinschaft der Christen unserer beiden Länder auf der festen Grundlage christlicher Liebe zu schaffen.

Angers, im Februar 1949.

H.-Ch. Chéry, O. P.

## Vorwort

Die vorliegende Schrift zählt zu jenen Büchern, deren Erscheinen schon seit vielen Jahren dringend gewünscht wurde. Lange glaubte man, daß P. Remillieux selbst das beschreiben würde, was er während eines Vierteljahrhunderts in dem Teil der Lyoner Bannmeile unternommen hat, wo ihn die Vorsehung eines Tages hingestellt hatte. Gar bald mußten seine besten Freunde einsehen, daß sie sich vergebliche Hoffnungen gemacht hatten. War der Grund vielleicht Mangel an Zeit? Zum Teil wohl, denn ein Seelenhirte zieht es vor, zu handeln statt zu reden. Und es gibt ja so unendlich viel zu tun! Ein anderer Grund war auch das Widerstreben, von sich selbst zu sprechen, noch mehr aber die Unlust, sich vorschnell festzulegen und das in eine unabänderliche Form zu bringen, was Leben und unaufhörliches Sprießen unter dem Odem des Heiligen Geistes ist. War nicht zu befürchten, man könnte meinen, daß hier Rezepte und Kniffe angegeben werden, die man nur anzuwenden brauche, wo es doch im Gegenteil angezeigt wäre, daß jeder sich von neuem mit den grundlegenden Problemen unserer Seelsorge befasse?

P. Chéry hat für P. Remillieux das gesagt, wozu dieser sich nicht entschließen konnte. Und es ist gut so! Der Verfasser hat mehr Abstand von der Sache, und es ist ihm daher möglich gewesen, den Stoff ohne jede Voreingenommenheit darzustellen. Gleichzeitig wird man aber leicht feststellen können, daß ihn liebevolles Verständnis erfüllte — wer könnte ihm dies verdenken? — und daß von ihm in einem flüssigen und sinnetreuen Stil vorgetragen wird, was er mit scharfem Blick beobachten und feststellen konnte.

Für alle jene, die Notre-Dame Saint-Alban nur vom Hörensagen kannten, mag manches, was in diesem Buch gesagt werden wird, alltäglich erscheinen. Sie mögen sich die Daten

vergegenwärtigen und dann überlegen! Fünfundzwanzig Jahre sind in unserer schnellebigen Welt eine beträchtliche Zeitspanne. Heute nehmen die Christen schon ganz spontan eine bestimmte Haltung ein, die vor nicht allzu langer Zeit Befremden und geradezu unliebsames Aufsehen erregt hat. Wer vermag zu behaupten, daß nicht das, was uns jetzt in der gegenwärtigen Arbeit des P. Remillieux noch überraschend erscheint, in einem weiteren Vierteljahrhundert auch schon alltäglich geworden ist?

Es ist beileibe nicht alles vollkommen, was er tut! Der gute Pfarrer weiß selbst zur Genüge, wie mühselig wir suchen müssen, um zu erkennen, was Gott mit uns und unserem Werk vorhat und wieviel Allzumenschliches sich den Erleuchtungen durch den Heiligen Geist beigesellt. Er nimmt das aber nicht zum Vorwand, gar nichts zu tun und eine eindeutige Offenbarung abzuwarten, die ja doch nie eintreffen wird. Der Wille Gottes läßt sich nur allmählich nach vielen tastenden Versuchen, halben Erfolgen und vielen Fehlschlägen entdecken. Solange wir hienieden sind, werden wir ihn nie ganz erfassen können.

Wenn man sich davon überzeugen will, wie unruhvoll und unbefriedigt dieses Suchen sein kann, dann möge man aufmerksam das Kapitel über die Erneuerung des Taufgelübdes durchlesen. Man wird dort von der Schilderung gepackt werden, welche vielfachen Erfahrungen nötig waren, und trotzdem ist bis jetzt noch nicht der Entwicklungspunkt erreicht, wo man vorläufig ein wenig verweilen und ausruhen könnte. Die zur Erörterung gestellte Frage bleibt immer noch unbeantwortet: Ist es möglich — von seltenen Ausnahmen abgesehen — Kinder, deren gewöhnliches Milieu und namentlich deren Familien gar nicht mehr christlich sind, zu Christen zu machen, auch wenn man Zeremonien anwendet, die jedes künstlichen Beiwerks entkleidet sind und den höchsten Grad von innerer Echtheit aufweisen?

*Versuch.* Dieses Wort fließt oft in die Feder, wenn man von Notre-Dame Saint-Alban schreibt. Man wird manchmal dem P. Remillieux den Vorwurf machen, daß er der Langsamkeit der Entwicklung zu wenig Rechnung trägt und zu leicht Gewohnheiten über Bord wirft, in denen sich für die Mehrzahl unserer Gläubigen das christliche Leben verkörpert hat. Aber muß es nicht im Interesse der Kirche selbst hier und da Elemente der Unruhe geben, die den Körper durchrütteln, unbefriedigte Geister, die ständig alles in Frage stellen, die die Verkalkung des Lebens, das Erlöschen der Flamme verhindern, die die Wirkkraft des Sauerteigs in der Masse erhalten?

Hier liegt übrigens das Faktum vor, das mir ebenso inhaltschwer wie bedeutsam zu sein scheint: Der Versuch von Notre-Dame Saint-Alban ist — sofern es sich um einen Versuch handelt — nicht der eines einzigen Mannes, sondern der einer ganzen Gemeinschaft. Daß ein Mann dabei die treibende Kraft gewesen ist, versteht sich von selbst, aber er ist nicht allein geblieben. Um ihn haben sich Christen geschart, die sich in nichts von ihresgleichen unterscheiden, aber sie blieben standhaft. Diese Christen werden mir nicht widersprechen, wenn ich behaupte, daß viel tiefer als die Ungeduld, die sie manchmal befallen mag, tiefer auch als alle Klagen und Beschwerden, die sich ihnen bisweilen auf die Lippen drängen und die unvermeidlich mit jedem Menschenwerk verbunden sind, die Anhänglichkeit an ihre geistliche Familie in ihnen verwurzelt ist, um deren Kraft und Güte sie wohl wissen. Sie schulden dieser Familie zuviel, als daß sie es auch nur einen Tag verabsäumen könnten, Gott für die von ihr empfangenen Wohltaten zu danken. Und wenn die Wechselfälle des Lebens sie mitunter zwingen, sich von ihr zu trennen, so wissen sie genau, was sie damit verlieren.

Den besten Beweis geben uns diese Christen in dem Bereich,

den uns das Kapitel über das Geld in allen Einzelheiten darstellt. Der Pfarrer kann endlich das wahre Gesicht der Kirche solchen Ungläubigen zeigen, die sich von Zeit zu Zeit, z. B. aus Anlaß einer Trauung oder einer Beerdigung, in ihr Wirkungsfeld begeben. Hierzu ist er imstande, weil er — nicht ohne persönliche Anstrengung seinerseits und dank einer Lebensführung in wirklicher Armut — durch das regelmäßige Opfer christlicher Familien von den Sorgen um seinen Unterhalt befreit ist. Man prüfe aufmerksam die Zahlen, und man wird feststellen, daß diese Familien weit mehr als anderswo üblich geben. Aber nur auf diese Weise wird man von dem bedrückenden Problem loskommen, das zur Zeit soviel Anlaß zu Diskussionen gibt. Erst dann, wenn den Christen das Verständnis für den unersetzbaren Wert des Priesters in ihrer Mitte aufgegangen ist und sie die erforderlichen Anstrengungen machen, damit die Gemeinde und ihr Oberhaupt, der Priester, die zum Leben nötigen Mittel haben, wird die Kirche sich endlich jenen, die sie um ihre Botschaft bitten, gastlich und makellos zeigen können.

Anhänglichkeit an ihre Pfarre! Handelt es sich also um einen besonderen Kastengeist? Solches zu denken, hieße nicht nur Notre-Dame Saint-Alban gänzlich verkennen, sondern auch das Bestreben, allen Pfarrkindern das Herz aufnahmebereit für alle kirchlichen Dinge zu machen. Jemand, der wahrscheinlich nur auf einen kurzen Besuch dort gewesen ist, schrieb eines Tages, diese kleine Gemeinde sei eine Kapelle und keine Pfarre. Diese Worte, die ich in der Gefangenschaft las, haben mir weh getan, und ich halte sie nach wie vor für irrig. Ich bin überzeugt, daß wir uns hier wirklich einer authentischen Pfarre gegenüberfinden, daß es ihr aber vielleicht noch ein wenig am Missionsgeist fehlt.

Diese Behauptung bedarf allerdings einiger Erklärungen.

Es ist z. B. eine unbestreitbare Tatsache, daß dieses Buch die katholische Aktion wenig oder gar nicht erwähnt. Dafür gibt es mehrere Gründe: erstens kann man nicht von allem sprechen, und dann war es ja die Absicht des Verfassers, das besonders Auffallende und Charakteristische dieser Pfarre hervorzuheben, nämlich den Geist einer lebensvollen, wahrhaft gemeinschaftsbetonten Liturgie. Darf man das, selbst vom Standpunkt der katholischen Aktion aus, als bedeutungslos ansehen? Im Gegenteil! Man könnte unendlich viele Zeugnisse wahrer Vorkämpfer (Militanten) aus allen Milieus anführen, die von sich bekennen, darin eine wunderbare Hilfe für ihr eigenes christliches Leben und ihr Apostolat gefunden zu haben, und daß überdies Freunde und von auswärts kommende Kameraden, die sie zu der einen oder anderen religiösen Feier in der Pfarre mitgenommen hatten, jedesmal zutiefst ergriffen von dort weggegangen sind. Diese Vergrößerung der christlichen Gemeinde nach außen hat man in Notre-Dame Saint-Alban übrigens stets gewünscht und angestrebt. Sie schwebte ihrem Seelenhirten wie auch ihren Mitgliedern als ständiges Ziel vor. Wenn es eines Beweises bedarf, dann sei auf die Tatsache verwiesen, daß hintereinander drei Bundesvorsitzende der J. O. C. F.<sup>1</sup> aus der Pfarre hervorgegangen sind. Aber dem Pfarrer und den Gläubigen war vor allem daran gelegen, die Gemeinde im Inneren zu läutern, ihr den Sinn für ihre Wesensart und ihre Bedürfnisse wiederzugeben und auf diese Weise alle die Hindernisse wegzuräumen, die unsere ungläubigen Brüder noch an den Pforten abhalten könnten, den Tempel zu betreten.

Nun denkt man daran, einen Schritt weiter zu gehen, ja das ganze Planen ist auf dieses Ziel gerichtet. Man weiß wohl, daß der Eindruck vermieden werden muß, man wolle einzig

---

<sup>1</sup> Weibliche Abteilung der christlichen Arbeiterjugend (C. A. J.).  
(Der Übersetzer.)

und allein von dem Kern gläubiger Christen aus die Masse gewinnen. Es ist vielmehr nötig, gleichzeitig auch die Masse selbst in die Arbeitsaufgabe einzubeziehen. Gewiß ist es die Pflicht jener, die Christus in ihrem Herzen tragen, ihn auch den Anderen zu bringen. Aber wo ist nun eigentlich dieser Christus? Ist er nicht, wenn auch noch namenlos, in den bescheidenen Erweisen der Brüderlichkeit, des Selbstvergessens, wahrer Liebe zu finden, die so viele Ungläubige schon jetzt unter dem Einfluß einer ihnen unbekanntten Gnade erbringen? Werden sie nicht dazu geführt, Ihn eines Tages zu erkennen und in aller Aufrichtigkeit und mit Selbsthingabe in Ihm zu leben, wenn man sie zu Erweisen solcher Art veranlaßt, die doch, scheinbar ganz dem menschlichen Bereich zugehören?

Eine christliche Gemeinschaft, die sich zur Aufnahme bereit macht, und ein Stadtviertel, in dem die Christen durch ihr bloßes Dasein ihre Brüder in Unruhe versetzen und sie zur Änderung ihrer Haltung vermögen: die Bestrebungen beider sind auf das gleiche Ziel gerichtet, und die Gnade Christi wird dann auch hinzukommen.

Die Ausbreitung des christlichen Gedankens wird nicht nur abhängen von der Durchführung einer noch so weitgehend den Bedürfnissen der entchristlichten Masse angepaßten Paraliturgie<sup>2</sup>. Das Übel oder, wenn man will, die Bedürfnisse sind weitaus größer. Die Paraliturgie gibt Antwort

---

<sup>2</sup> Mit Paraliturgie werden in Frankreich die von einigen Pfarren durchgeführten Feiern bezeichnet, die im Zusammenhang mit bestimmten Ereignissen des Kirchenjahres, zur Unterstützung einer Mission, zur Verbreitung und Vertiefung religiösen Gedankengutes oder aus Anlaß bürgerlicher Feste veranstaltet werden. Sie bestehen aus Gebeten, Liedern, Darstellungen und Opferungen, die diesem bestimmten Zweck angepaßt sind. Da sie liturgie-ähnlichen Charakter haben, ohne jedoch in der kirchlichen Liturgie vorgesehen zu sein, werden sie paraliturgische Feiern genannt. (Der Übersetzer.)

auf das Verlangen einer unruhvollen Seele, sie vermag aber dieses Verlangen nicht selbst hervorzurufen.

Wir wollen dieses Buch in die Reihe jener stellen, zu denen es gehört, hinter die der Abbés *Godin* und *Boulard* und neben das von *P. Michonneau*<sup>3</sup>. Wir können mit Stolz sagen: Wie herrlich und wunderbar lebendig ist doch diese Kirche, die über die Tätigkeit ihrer Söhne solche Zeugnisse ablegen kann.

Aber wir wollen noch einen Schritt weitergehen und uns, jeder für sich, die Frage stellen, ob wir uns in unserem Leben schon von einer gleichartigen Unruhe bewegen ließen, und ob wir da nicht etwa auf unserem ureigenen Gebiete manches nachzuholen haben.

Ich selbst, der ich die ersten Jahre meines Priestertums und die einzigen meines Vikariats in der Gemeinde, von der dieses Buch berichtet, verbracht habe, lege Wert darauf, an dieser Stelle ohne viel Worte zu sagen, welche Freude ich beim Durchlesen dieser Seiten empfand, wiederum das nach-erleben zu dürfen, was mein Priestertum wie mit einem unauslöschlichen Siegel geprägt hat, und meinem Dank Ausdruck zu geben für den unvergleichlichen Priester, dem ich durch Gottes Fügung begegnet bin.

Maurice Lacroix, Domherr  
Generalvikar, beauftragt mit der  
Katholischen Aktion in der Diözese Lyon.

---

<sup>3</sup> Abbé Godin: „Ist Frankreich Missionsland?“,  
Abbé Boulard: „Missionsprobleme im ländlichen Frankreich“,  
P. Michonneau: „Die Pfarre als Missionsgemeinde“.

(Der Übersetzer.)

## Einführung

Die Pfarrei Notre-Dame Saint-Alban an der Peripherie von Lyon hat vor kurzer Zeit ihr fünfundsiebenzig-jähriges Jubiläum gefeiert. Ihr Name ist nicht nur in ganz Frankreich, sondern auch weit darüber hinaus bekannt. Man weiß, daß dort von Abbé Remillieux der Versuch unternommen worden ist, eine Gemeinde zu schaffen, in der die Liturgie das Lebens- und Entwicklungsmoment ist. Einige sprechen davon sehr anerkennend und sehen darin eine zeitgemäße Verwirklichung dessen, was die Gemeinden zur Apostelzeit gewesen sein dürften; andere betrachten diesen Versuch als eine „Originalität“, einen „Fall“, der zweifellos interessant, jedoch ohne beispielhafte Bedeutung, ja vielleicht sogar vom liturgischen Standpunkt aus ein wenig phantastisch sei... Alle jene, die in Saint-Alban gewesen sind, wissen indessen, daß dort nichts „Außerordentliches“ geschieht, es sei denn in einem Bezirk, der sich den Blicken der Menschen entzieht, daß aber in stetem Bemühen der bedeutsame Versuch fortgesetzt wird, eine christliche Gemeinde zu schaffen, die eifrig und vorbildlich, die geeint in der Liebe Christi ist, die „nur ein Herz und eine Seele bildet und einmütig im Gebete verharret“ wie die Christengemeinden in der Apostelgeschichte.

Gewiß steht dieser Versuch nicht vereinzelt da. Seit fünfundsiebenzig Jahren haben ihn viele Priester unternommen, jeder auf seine Weise und in den verschieden-

sten Formen. Der Versuch von Notre-Dame Saint-Alban jedoch kann für sich in Anspruch nehmen, einer der ersten, aber auch einer der vollkommensten auf liturgischem Gebiete zu sein und sich bereits ein Vierteljahrhundert bewährt zu haben. Jetzt ist er soweit gediehen, daß neue Wege in der Erfassung der entchristlichten Masse beschrritten werden können.

Zahlreiche Priester und Laien waren begierig, zu erfahren, „was sich eigentlich in Notre-Dame Saint-Alban tut“. Das Centre de Pastorale liturgique trug diesem Wunsche Rechnung und schickte einen seiner Priester — vermutlich weil er gerade in Zusammenarbeit mit Abbé Michonneau das Buch „Die Pfarre als Missionsgemeinde“ geschrieben hatte — zu Abbé Remillieux, damit er die Verwirklichung seiner Ideen während eines mehrwöchigen Aufenthaltes an Ort und Stelle studiere.

Wir stellen sie nicht als ein Muster dar, nach dem sich alle Pfarren unbedingt richten müßten, wenn sie ihrem Wunschbild, der idealen Pfarrgemeinde, näherkommen wollen. P. Remillieux wäre der erste, der über einen solchen falschen Anspruch lächeln würde. Jede Pfarre muß sich dem Typ von Pfarrkindern anpassen, die der Herr ihr anvertraut hat, und sich im gleichen Maße wie sie entwickeln. Betrachtet man P. Remillieux' Gedanken über die Liturgie und ihre Verwirklichung in ihrem harmonischen Zusammenhange, dann wird daraus eine Haltung erkennbar, die überall Gültigkeit hat.

\*

Ich habe „Saint-Alban“ in den zwanziger Jahren gekannt. Damals war es nur eine Bretterbude inmitten von Ödland, das den Kindern als Spielplatz diente; diese Baracke war der erste Betraum, den man im Dezember 1919 hier erbaute. Zu dieser Zeit bestanden dort weder die medizinische und pharmazeutische Fakultät, noch die Schule für Schwestern und Sozialhelferinnen. Der Grundstein für das Krankenhaus von Grange-Blanche war soeben erst gelegt. Dieses Gelände war weder Land noch Stadt; es hatte ein wenig den Charakter von „afrikanischem Busch“, in dem Sinne nämlich, wie man mit diesem Worte gerne Missionsvorstellungen in Verbindung bringt. Es ist übrigens bezeichnend, daß man dieses Viertel „Transvaal“ nannte. Die Bevölkerung entsprach diesem äußeren Bilde. Sie hatte, um es kurz zu sagen, einen schlechten Ruf; vielleicht war der ein wenig übertrieben, denn es gehörten auch sehr anständige Leute dazu. Sie zählte damals etwa viertausend Menschen. Seelsorglich war das Viertel auf die Pfarren Saint-Maurice de Monplaisir, Assomption und Notre-Dame de Bon-Secours aufgeteilt. Eine Lyoner Familie stellte ein Stück Land zur Verfügung und ließ die Baracke errichten, die als Kirche dienen sollte. Ihre Absicht war, daß der künftige Priester in erster Linie der geistliche Führer einer weiblichen Gruppe der Katholischen Aktion sein sollte, einer Gruppe, die damals in dem Stadtteil entstand und seither ununterbrochen weiterbesteht. Selbstverständlich gewannen bald die eigentlichen Pfarrsorgen die Oberhand; die Betreuung dieser

eifrigen Kerntruppe gab aber der jungen Gründung zweifellos jenen Charakter, den sie in der Folgezeit bewahrt hat: den einer geistlichen Familie.

Die erste Messe wurde am dritten Adventssonntag 1919 zelebriert. Die Kapelle (im Ausmaß von 90 qm) war voll: einige fromme Leute waren da und auch viele andere, die nur die Neugier auf diese Messe in einer Bretterbude angelockt hatte. Der neue Pfarrer sprach von Christus, der gekommen sei, ihnen hier das Evangelium zu bringen. Nach der Messe fanden sich einige Frauen beim Pfarrer ein. Unter anderem sagten sie, daß hinter ihnen zwei Männer sich während der ganzen Predigt in einer Weise unterhalten hätten, die ihnen sehr weh getan habe. Sie hielten diese Worte für so anstößig, daß sie sich erst nach längerem Zögern entschlossen, sie wiederzugeben. Der Grundton dieses Gespräches war das bekannte Vorurteil des Volkes: die Religion ist nichts anderes als eine Geldangelegenheit. „Da kommt nun ein Pfarrer in unseren Stadtteil und will uns ausbeuten... Gleich wirst Du's hören: er wird von Geld reden.“ Die Predigt entwickelte sich aber in einer ganz anderen Richtung. „Warte nur ab; das ist ein Schlaupkopf; zuerst spricht er von anderen Dingen, am Schluß läuft es doch auf das Gleiche hinaus... Die Pfarrer legen es überall darauf an, den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken.“ Das Amen kam jedoch, ohne daß von Gelddingen die Rede gewesen wäre. Ihr Amen war daraufhin der erstaunte Ausruf: „Verflixt noch einmal!...“ — Abends beim Segen erzählte der Pfarrer

diesen Vorfall den etwa vierzig Personen, die sich eingefunden hatten. Er erklärte ihnen, wie heilbringend dieses Erstaunen sei, und daß man es ständig neu hervorrufen müsse; dadurch würde das hartnäckigste Vorurteil des Volkes gegen die Kirche erschüttert, und man könne es mehr und mehr beseitigen, wenn alle Geldfragen von der Kirche ferngehalten würden und dafür Christi Lehre ungehindert ihre Wirkung entfalten könne. Vom ersten Tag an ließ sich die Pfarre vom Geiste apostolischer Armut leiten.

Der andere Leitgedanke war die Aufgabe, der Arbeiterbevölkerung des Viertels das Evangelium zu bringen. War es zur Erfüllung dieser Aufgabe erforderlich, Außergewöhnliches zu unternehmen? Der Vikar, jung und voll heißen Eifers, wie er damals war, veranstaltete eine Versammlung in einem Café. Daraus wurde ein großer Spektakel, und das Ergebnis war ein vollständiger Mißerfolg. Sein Gedankengang war folgender: da so viele Arme in Baracken leben müssen, wäre es für den Klerus richtig, auch so zu hausen. Während der Fertigstellung des Baues wurde einer der erwähnten Armen vom Pfarrer eingeladen, sich das künftige Heim anzusehen. Da rief der Besucher bewundernd aus: „Sie werden es hier fabelhaft gut haben!“... Einige Erfahrungen dieser Art überzeugten P. Remillieux, daß der apostolische Erfolg wohl von anderer Seite kommen müßte. Die Arbeit wäre von innen her anzupacken. Der Pfarrklerus hätte wohl die Pflicht, mit dem ihm anvertrauten Volke zu leben, zu fühlen und in innerer

Verbindung zu sein; die eigentliche Aktivität müßte aber ausschließlich geistlicher Natur sein, wenn sie zu echter Wirkung führen sollte. Man hätte sich zu bemühen, die Arbeiter mitten in die Gemeinde hineinzunehmen, statt sie am Rande zu lassen. Der Kirchendienst hätte sich nach den Arbeitern zu richten und nicht nach den Bedürfnissen der frommen Leute. So kam es dazu, daß die Gemeinschaftsmesse an Wochentagen auf 6.15 Uhr angesetzt wurde.

Gleichzeitig wandte man auch der Aufnahme der Neubekehrten besondere Aufmerksamkeit zu, denn es war vorauszusehen, daß es solche geben würde. Man wußte genau, wie schwer sie es haben, sich in ein vorhandenes Pfarrmilieu einzugliedern, das welk und ledern, ohne einen frischen Luftzug von draußen einzulassen, bar jeden wirklichen liturgischen Lebens, fern dem Geist der Evangelien, dahinvegetiert. Welcher Enttäuschung, welcher Versuchung zur Flucht sind sie ausgesetzt, wenn sie in eine solche Pfarre eingeführt werden, die ihnen eigentlich das zur Entfaltung ihres christlichen Lebens günstige Klima darbieten soll! Die Absicht war, daß die im Aufbau begriffene Pfarre den Neubekehrten dieses Klima gewähren möchte, daß nichts sie abstoßen, ja weit mehr, daß eine echte Gemeinschaft wie eine Familie sie aufnehmen solle, in der brüderliche Liebe herrscht, wo die sozialen Unterschiede in der Verehrung desselben Vaters sich ausgleichen, wo jeder mitten im Übernatürlichen sich wie in der Heimat fühlt. Die Bekehrten könnten von überallher kommen, so wie die

Gnade es eben fügt. Vor allem aber müßte die Christenfamilie vorhanden sein, die ihnen die Möglichkeit gibt, den Schritt in die Kirche zu tun. Diese Familie sollte sich im Angesichte des Altars bilden, ihr Bindeglied hätte eine wahrhaft lebendige Liturgie zu sein. Tatsächlich sind während dieser fünfundzwanzig Jahre unter dem Einfluß der Gnade im Bereich der Pfarre selbst Konversionen zustande gekommen. Außerdem sind aber aus allen Himmelsrichtungen Konvertiten nach Notre-Dame Saint-Alban geschickt worden, damit sie dort erleben könnten, was „Christenheit“ bedeutet — gleich wie man, wenn der Vergleich gestattet ist, nach Solesmes<sup>1</sup> geht, um den in seiner ganzen mönchischen Reinheit ausgeführten gregorianischen Choral kennenzulernen, wobei allerdings der Unterschied besteht, daß diese Reinheit nur in einem Kloster zu erzielen ist, während die Christenheit in jeder Pfarre verwirklicht werden kann.

Schon hieraus kann man die Leitgedanken erkennen, die bei der Gründung von Saint-Alban maßgebend gewesen sind, dieser Gründung, die der Schutzherrschaft Unserer Lieben Frau von der Heimsuchung unterstellt wurde, der Jungfrau, die das Gotteskind in ihrem Schoße trägt, um es hinzugeben, der Jungfrau, die die innere Einkehr und das Apostolat beschirmt.

\*

---

<sup>1</sup> In Nordwestfrankreich, Département Sarthe, gelegenes altberühmtes Benediktinerkloster, das durch seine religiös wie künstlerisch bedeutsame Pflege des gregorianischen Choral bekannt ist. (Der Übersetzer.)

In diesen fünfundzwanzig Jahren hat sich die Pfarre stark entwickelt.

Ihre Bevölkerung hat sich verdoppelt, sie zählt nunmehr etwa achttausend Seelen. Auf sozialem Gebiet ist es zu einer tiefgreifenden Umgestaltung gekommen. Das Ödland ist fast völlig verschwunden. Rings um das (als Musterkrankenhaus geltende) Hôpital Grange Blanche mit seinen zahlreichen Verwaltungszweigen und den etwa dreitausend Kranken wurden die Gebäude der medizinischen und pharmazeutischen Fakultät, der Schule für Schwestern und Sozialhelferinnen, des gerichtsmmedizinischen Instituts und eine beträchtliche Anzahl von Villen für Professoren, Ingenieure usw. errichtet. (Das Krankenhaus gehört allerdings nicht zur Pfarre, da allein fünf Seelsorger darin beschäftigt sind.) Mietshäuser wurden ebenfalls erbaut, in denen die Wohnungen ziemlich teuer sind. Arbeitsame und tüchtige Leute wohnen darin; man kann sie jedoch nicht als proletarisch bezeichnen: es sind Facharbeiter der großen Automobilfabrik Berliet oder anderer in der Nähe gelegener Fabriken, Geschäftsleute, Angestellte des Krankenhauses, der Straßenbahnen, der Eisenbahn u. ä. Jedermann verdient seinen Lebensunterhalt, hier ist kein Elendsviertel mehr, und es gibt keine Armen im eigentlichen Sinne, außer bei Arbeitslosigkeitskrisen. Der Vinzenzverein wird recht wenig in Anspruch genommen. Die Pfarre setzt sich also zu drei Vierteln aus gutgestellten Arbeitern und Angestellten, zu einem Viertel aus Intellektuellen, Professoren oder Studenten

zusammen. Die Studenten wohnen in Familienpensionen, Studentenheimen und bei Privatleuten.

Diese Schicht von Intellektuellen hat einen großen Einfluß auf die Entwicklung des Pfarrlebens genommen. Sein Charakter ist z. B. grundverschieden von dem der Nachbarpfarre l'Assomption, die sich fast ausschließlich aus Arbeitern zusammensetzt. Der Unterschied ist um so augenfälliger, als diese Intellektuellen die Kirche viel mehr besuchen als die Arbeiter — eine Erscheinung, die überall festgestellt werden kann. Von ihnen wurden bemerkenswerter Weise zahlreiche Angehörige Lyoner Hochschulkreise angeregt, gelegentlich Notre-Dame Saint-Alban wegen der dort herrschenden christlichen Atmosphäre aufzusuchen — in gleicher Weise wie etwa in dieser oder jener Pariser Pfarre, z. B. in der Madeleine, ein bestimmtes Publikum in der Efuhrmesse wegen der musikalischen Darbietungen auftaucht —, doch hier sind es natürlich andere Leute! Nun muß man hinzufügen, daß — entgegen einer allgemein verbreiteten Ansicht — die Pfarrfremden in den sonntäglichen Gemeinschaftsmessen einen verschwindend kleinen Prozentsatz der ständigen Besucher ausmachen und kaum die Zahl zwanzig überschreiten.

Wie groß ist nun der Anteil der christlichen Bevölkerung an diesen achttausend Einwohnern? Es sind zwei Gruppen zu unterscheiden: diejenigen, die wirklich die Gemeinschaft, die geistliche Familie verkörpern, die sich also zu einem lebendigen Glauben an das Mysterium Christi bekennen, die eine genaue Vorstellung von ihrem

Christentum haben, die regelmäßig gemeinsam im Sinne der Kirche beten, weil sie das Meßopfer begriffen haben; man kann sie etwa auf dreihundertfünfzig schätzen. Dann sind noch die anderen, die übliche katholische Bevölkerung, die etwa auf die gleiche Zahl kommt. Es ergibt sich aus diesen Zahlen ein Verhältnis von einem wirklichen Katholiken auf zwölf Köpfe, was dem normalen Mittel der Lyoner Pfarren entspricht. Man kann daraus ersehen, daß es noch viel zu erobern gilt.

Das Hauptgewicht liegt hier übrigens nicht auf den Zahlen. Die Beschaffenheit der Christen der Gemeinde, ihre christliche Lebenskraft im ganzen gesehen, geben dieser Pfarre ihren besonderen Wert. Das läßt sich nicht in Zahlen ausdrücken. Folgende Bemerkung eines Konvertiten vermag das besser wiederzugeben: „Was mich zum Christen gemacht hat, das ist die Atmosphäre, die ich in der Kirche vorgefunden habe.“

## „Sie haben das Geld besiegt“

3. September 1944. Lyon ist befreit. Überall herrscht aufgeregtes Getriebe. Befreiungs-Komités werden an allen Ecken und Enden gebildet. Der Pfarrer kommt gerade von einem Besuch zurück und will das Pfarrhaus betreten. An der Tür erwarten ihn vier Männer. Beim Näherkommen erkennt er sie. Es sind Honoratioren des Viertels. Sie gehören nicht zu den Leuten, die man gewöhnlich in der Kirche oder sogar im Pfarrhaus sieht; man könnte sie eher zu den Feinden der Religion zählen. „Herr Pfarrer, wir kommen Sie abholen, wir brauchen Sie.“ — „Mich? Nicht möglich! Ja, wozu denn?“ — „Nun, wir gründen ein Befreiungs-Komité. Sie sollen daran teilnehmen. Sie repräsentieren das ganze Viertel. Alle werden sich freuen, Sie dort zu sehen.“

Man begibt sich zu dem Café, in dem die Gründungsversammlung stattfinden soll. Der Vorsitzende wird gewählt. Nun braucht man noch einen Stellvertreter. Durch allgemeinen Zuruf wird der Pfarrer dazu bestimmt. Große Begeisterung allseits. Er spricht einige Worte, fragt nach dem Grund einer solchen Wahl. Da ertönt eine Stimme aus dem Hintergrund des Cafés: „Sie haben es fertiggebracht, das Geld zu besiegen.“ Daraufhin klatschen alle Anwesenden lebhaft Beifall. Als einige Tage später der Pfarrer von einer Bespre-

chung in der Präfektur zurückkehrte, traf er in der Straßenbahn mit einem Mitglied des Komités zusammen. Im Gespräche erklärte dieses laut und nachdrücklich, so daß alle es hören konnten: „Sie sind viel sozialer als wir. Das ist dem ganzen Viertel genau bekannt!“ Die Pfarre Saint-Alban hat das Geld besiegt. Das ist eine Tatsache. Wie? Darauf werden wir noch zurückkommen. Vorerst müssen wir uns mit dem Warum befassen.

\*

Warum muß das Geld besiegt werden? Das heißt: Warum muß das Geld aus dem Tempel verjagt, die Geldfrage aus den Beziehungen zwischen Klerus und Gläubigen ausgeschaltet werden?

Erstens: weil es keine lebendige, betende christliche Gemeinde geben kann — wenigstens in unseren Stadtpfarrren und hier wiederum besonders in den Arbeiterpfarren nicht —, solange die Beziehungen zu Gott und seinen Priestern den Charakter eines Tauschgeschäftes haben und nicht den Geist freiwilligen Opfers in sich tragen. Und zweitens: weil es zu keiner Konversion einer Person kommen kann, die überzeugt ist, daß die Priester auch nur einen Beruf ausüben, statt zu wissen, daß ihnen ein Priesteramt („Sacerdotium“) im tiefsten und heiligsten Sinn, den wir diesem Wort beilegen können, aufgetragen ist.

Sind alle Priester von dieser Wahrheit durchdrungen? Sicherlich wissen sie genau, daß es hier Schwierigkeiten gibt; sie haben ein unangenehmes Gefühl, die

Geldfrage mit den heiligen Dingen in Verbindung zu bringen. Die meisten werden versuchen, mit Takt und Diskretion über dieses Problem hinwegzukommen oder aber seine Schärfe zu mildern. Manche haben jedoch dieses peinliche Gefühl gar nicht, das sich mitunter bis zu einem unerträglichen Mißbehagen steigern kann, und das sie eigentlich zwingen müßte, rücksichtslos mit glühendem Eisen die Eiterbeule auszubrennen. Sie passen sich allmählich der einmal eingeführten ehrwürdigen Ordnung an, wobei sie vielleicht anfangs etwas darunter leiden mögen, späterhin sich aber keine Gedanken mehr darüber machen. Sie wissen nicht mehr, welch schreckliche Erstarrung im Körper des Christentums diese Eiterbeule des Geldes verursacht hat, und welch entmutigendes Hindernis die Geldmauer für die bedeutet, die sich außerhalb der Kirche befinden.

Sie müßten die Laien anhören, die mit dem Volke in Berührung stehen. So erzählt einer folgende Geschichte: Er selbst ist ausgezeichneter Christ. Er hat an der Widerstandsbewegung teilgenommen und ist dadurch in Kontakt mit anderen Widerstandskämpfern seiner Gegend gekommen, Kommunisten und anderen. Er und seinesgleichen werden von ihren Kameraden sehr geschätzt. Nach der Befreiung wird auf ihre Veranlassung eine feierliche Messe für die Verschleppten zelebriert. Die Kirche ist gedrängt voll, und zwar größtenteils von Leuten, die niemals sonst den Fuß hineinsetzen. Der Eindruck ist allgemein günstig. Doch da wird

leider eine Kollekte veranstaltet, und der umfangreiche Sammelteller wird dreimal, angehäuft mit Banknoten, in die Sakristei gebracht. Beim Hinausgehen ist diese Bemerkung zu hören: „Nun, der Pfarrer hat heute eine fette Einnahme gehabt!“ Der ganze apologetische Wert der Gebetsversammlung ist durch diese unglückliche Maßnahme vernichtet. Das ist um so bedauerlicher, als dieser Pfarrer persönlich ein Asket ist, ganz ärmlich lebt, auf jeden dienstbaren Geist verzichtet und das Sammelergebnis an die Diözese abführt.

Zahlreiche ähnliche Bemerkungen könnten angeführt werden<sup>1</sup>. Man erkundige sich bei dem Arbeiter über seine Fabrik, bei dem Angestellten über sein Büro, bei der Hausfrau über die „Schlange“, der sie sich anschließen muß, um die Lebensmittel für ihre Familie zu besorgen — und man wird erfahren, welchen Gesprächsstoff die Geldfrage bildet, wenn die Unterhaltung sich um den Klerus dreht. Alles wird in dieser Sache gegen uns ausgespielt: die Kollekten, die Stuhlgebühren<sup>2</sup>, die große Anzahl der Opferstöcke, die Einteilung in Klassen. — Besonders diese letztere Unterscheidung bringt in die Feier der heiligen Handlungen

---

<sup>1</sup> Ganz besonders typische Fälle finden sich in dem Buch „Ist Frankreich Missionsland?“ und in dem Kapitel „Geldgeklimper um den Altar“ des Buches „Die Pfarre als Missionsgemeinde“.

<sup>2</sup> Für die Benützung der Stühle in der Kirche wird in Frankreich während der Messe ein kleiner Betrag eingesammelt, der meist Kirchnerhaltungszwecken zugeführt wird. (Der Übersetzer.)

eine Ungleichheit hinein, die für die Masse ein Stein des Anstoßes, ein „skandalon“ ist. — Dazu kommen noch: die Almosenpredigten, die Opfergaben bei Bererdigungen, die Kultabgabe usw. Alles das führt zu der gleichen Schlußfolgerung: es ist doch nur ein Geschäft, ein Beruf wie jeder andere. Ob dieser Schluß mit oder ohne beißende Kritik gezogen wird, ob die Tatsache selbst als empörend oder als selbstverständlich angesehen wird, das Ergebnis bleibt immer dasselbe: der Weg zu Gott hin mit unserer und der Kirche Hilfe ist dadurch in Mißkredit gekommen und wird abgelehnt. In einer Nummer der „Etincelle“ (Der Funke), eines vor dem Kriege alle vierzehn Tage erscheinenden Blattes von Notre-Dame Saint-Alban für katholische Lehre und Aktion — hoffentlich wird es bald wieder erscheinen können! — finde ich den unten abgedruckten Artikel. Er wird sowohl das Vorurteil des Volkes, gegen das der Kampf im Gange ist, aufzeigen, wie auch die Art erläutern, in der Abbé Remillieux seine Pfarrkinder über diese Frage unterrichtet hat. Die „Etincelle“, die man nicht verwechseln darf mit dem vervielfältigten Wochenblättchen, wovon wir später sprechen werden, wurde seinerzeit in alle Briefkästen des Viertels geworfen. (Bekanntlich haben in Lyon alle Familien hinter dem Hauseingang ihren Briefkasten.)

#### *Der Geldbeutel!*

Sind wir in einer Spielhölle?... — Nein... in der Kirche!  
Ende eines Sommernachmittags... Schwüle Witterung...  
Stechende Sonne...

Ein Leichenzug betritt eine weiße Vorstadtkirche... Einige Männer, dann einige Frauen, zur Familie oder zum engeren Freundeskreis gehörig, folgen ziemlich willig der Aufforderung des Priesters, bis zur Kommunionbank heraufzukommen. Es scheint ihnen ein Trost zu sein, die sterbliche Hülle ihres lieben Toten noch nicht verlassen zu müssen.

Hinter der Familie kommt eine dichte Gruppe von Frauen. Der Priester bemüht sich darum, daß sie die oberen Stuhlreihen einnehmen. Unter diesen Frauen gibt es viele, die sich in der Kirche fremd fühlen. Sie scheinen erstaunt zu sein, sie zögern; aber dem Beispiel einiger Christinnen folgend, die zweifellos unter ihnen verstreut sind, gehorchen sie schließlich doch.

Zum Schluß eine ganz beträchtliche Anzahl Männer, vielleicht einige hundert...

Offensichtlich beabsichtigen diejenigen, die eintreten, in der Nähe der Tür zu bleiben — machen sie es nicht immer und überall so?

Die Stimme des Priesters wird freundschaftlicher und drängender: „Ich bitte Sie, meine Herren; kommen Sie herauf. Wir wollen zusammen einige Minuten beten. Dort werden Sie nichts hören.“

Sie sind ganz verdutzt... Viele sind in die Kirche hineingekommen, so wie sie eben überall eingetreten wären, nur aus Neugier oder in der Absicht, sich gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, die in diesen Hundstagen scharf vom Himmel brennen.

Vor dem Priester, der sich wie ein Wegweiser inmitten der Menge ausnimmt, taucht auf etwa zwei Meter Entfernung plötzlich ein wohlgewachsener Mann auf und gibt laut seinen Gedanken Ausdruck. Ein ganz einfacher Gedanke ist ihm gekommen. Ohne Hemmungen sagt er

vernehmlich: „Er will seinen Geldbeutel füllen!“ Ohne Eile, wie einer, der seiner Sache sicher ist und nicht in die Falle gehen will, macht er kehrt und drängt sich mit einigen Kameraden, die seinem Beispiel folgen, durch die am Portal in dichten Haufen stehende Menge. . . Er macht sich aus dem Staube. . . Vielleicht hat er sich in irgendein Café zurückgezogen, um dort das Ende der Feier abzuwarten. Welche Reden mag er wohl gehalten haben? Man kann es leicht erraten. . . Er wird stolz auf seinen Scharfsinn sein. Aber wir wollen nichts weiter sagen, die Geschichte schweigt darüber.

Lieber und teurer unbekannter Freund! Sie haben mich in tiefste Bestürzung gebracht. Ich habe ganz einfach meine Pflicht getan. Ich erfüllte sie sogar mit Liebe trotz aller Schwierigkeit. Sie kommen zur Kirche nur aus Anlaß von Beerdigungen. Mein Wunsch war, daß Sie da ein wenig die Luft atmen sollten, die in einer Kirche herrscht, in der man betet, sich liebt, und in der sich Seele an Seele schmiegt. Ich wollte nicht, daß Sie, an einen Pfeiler oder den Windfang gelehnt, außerhalb dieser warmen Familienatmosphäre blieben. Mein Gedanke war ganz schlicht, ganz ohne Falsch, ganz priesterlich, ganz brüderlich, voller Liebe für Sie.

Aber der Gedanke, der in Ihrem Kopfe entstand, ist noch simpler. Als Sie mich erblickten, einen Mann, dessen etwas merkwürdige Kleidung nicht in schillernden Farben prangte — das priesterliche Chorhemd ist ja nichts anderes als ein weites, weißes Kleid —, da haben Sie sich sicher gesagt, wie wenn es sich um einen Gaukler handelte, der die Stimme erhebt, um in irgendeinem Winkel bei einer Rhônebrücke Kundschaft anzulocken: „Wenn er gut geredet und vielleicht gesungen hat, dann wird er eine Kollekte veranstalten und seine ganze Geschicklichkeit aufwenden, um uns zu angeln, so wie der

Fischer die Fische angelt, damit *sein Geldbeutel recht dick* wird. . .“

*Nun, ich muß Ihnen sagen, so verhält sich die Sache nicht!* Wenn Sie geblieben wären, hätten Sie feststellen können, daß keine Kollekte gehalten wurde. Vielleicht hätten Sie in dem Priester, den Sie vor Ihren Kameraden so verächtlich fixiert haben, eine Redlichkeit und Aufrichtigkeit entdeckt, die Sie innerlich angesprochen hätte. Ich habe den unabweisbaren Eindruck, daß Sie sich von einer Gnade abgewendet haben. Inmitten der dunklen Nacht, in der Sie leben, wäre sie vielleicht ein Sonnenstrahl gewesen. Mein lieber Freund! Sie wären viel pfiffiger gewesen, wenn Sie nicht fortgegangen wären. Ein Mann, der so klug ist wie Sie und sich vor nichts fürchtet, will doch gerne alles sehen und hören. Dieses Mal sind Sie nicht der Stärkere gewesen. Wenn Sie wieder eine Todesanzeige erhalten und an der Beerdigung teilnehmen, dann bringen Sie es doch einmal über sich, in die Kirche hineinzugehen und sich davon zu überzeugen, was dort gesagt und getan wird. Da Sie klug sind, werde ich sicherlich von Ihnen gehört und verstanden werden. Ich bin mit meinem Herzen und meiner ganzen Seele als Priester bei Ihnen.

Das Vorurteil des Volkes ist also wirklich vorhanden und hält sich weiterhin hartnäckig. Manche Priester schütteln das peinliche Gefühl, das sie haben, ab, indem sie sich sagen: Schließlich und endlich ist es nur recht so. Die Gerechtigkeit erfordert, daß die Gläubigen ihren Priestern den Lebensunterhalt gewährleisten, da diese ja für sie auf geistlichem Gebiet tätig sind, und daß sie auch die Anstalten unterstützen, deren Ziel die Verbreitung des Christentums ist. Diese Überlegung ist

durchaus richtig, doch löst sie die Schwierigkeit nicht. Es ist gewiß nicht mehr als gerecht, daß die christliche Gemeinde für den Lebensunterhalt ihrer Priester und für die Kosten ihrer Anstalten aufkommen muß. Das ist sogar ihre Pflicht; die Christen, die sie nicht verstehen und nicht erfüllen, verhalten sich schuldhaft. Zur Erhärtung dieser Behauptung kann man schlüssige Beweise anführen. Das ist so leicht, daß sich selbst Ungläubige für geschlagen und überführt erklären werden. Übrigens denkt keiner daran — P. Remillieux ebensowenig wie alle anderen —, den eigenen Lebensunterhalt und die Mittel für die Erhaltung des Pfarrhauses, der Kirche und der kirchlichen Anstalten durch übernatürliche Charismen zu erlangen. Die Kardinalfrage lautet nur: in welcher Form und auf welchem Wege kann dieses Entgelt empfangen werden? Es ist ein schlechter Weg, daß der Pfarrer und seine Vikare zur Durchführung der Kollekte in der Eucharistie eingesetzt werden, wo es doch eigentlich ihre Aufgabe wäre, die Versammelten zur Teilnahme am gemeinsamen Gebet zu veranlassen: leicht entsteht hierdurch der Eindruck, daß sich der Klerus während des heiligen Opfers mit Geldgeschäften abgibt. Es ist wiederum ein schlechter Weg, daß ein reicher Verstorbener in der Kirche mit prunkvollen Trauerbehängen und Orgelgebraus empfangen wird, daß mehrere Priester zugegen sind, daß eine Messe mit Diakon und Subdiakon zelebriert wird, nur aus dem Grunde, weil ordentlich bezahlt wird, während die sterbliche Hülle eines Armen

nur eine einfache Einsegnung ohne zeremonielles Gepränge erhält, lediglich deshalb, weil man nicht zahlen kann; denn dadurch finden die sozialen Unterschiede Einlaß ins Allerheiligste. Um Geld hereinzubekommen, wird eben auf den für die besitzende Klasse so typischen Hunger nach äußeren Ehren spekuliert. Man sagt: die Reichen zahlen für die Armen. Keineswegs! Sie zahlen, um zu empfangen, und nicht, um zu geben. Tatsächlich erhalten sie ja auch das, „worauf sie Anspruch haben“ (das ist im Tarif begründet!). Wenn die Reichen für die Armen zahlten, dann würden beide gleichmäßig behandelt. Wenn es richtig zuginge, *sollten* sie auch für die Armen zahlen, so wie in einer Familie die Kinder entsprechend ihrem Vermögen ihre alten Eltern unterstützen. Dann würde es sich allerdings um eine Gebärde ganz anderen Charakters handeln, um ein zweckfreies, taktvolles Tun, das nicht mit Ehrenweisung oder sonstigen Vergünstigungen als Gegenleistung rechnet. Die Plätze in der Kirche, die Feierlichkeiten und das Ansehen wären für alle die gleichen. Jeder fände dann eine seelische Bereicherung nicht so sehr durch das, was er in Wirklichkeit hingegeben hat, sondern vielmehr durch die liebevolle Absicht, in der die Gabe gereicht wurde.

Zu diesem Zwecke muß die Zahlung durch die *Opfergabe*, das Sichtbare durch das Unsichtbare, die Schuldigkeit durch die Großzügigkeit ersetzt werden. In der zeitlichen Welt wird alles bezahlt. Wenn wir nun den Leuten erklären, daß sie ja die Beerdigungsanstalt, die

Blumenhandlung, die Stadtverwaltung bezahlen, und daß es dem entsprechend nur recht und billig sei, auch an die Kirche Gebühren zu entrichten, dann reihen wir uns mit Wissen und Willen in die Kategorie jener ein, die bezahlt werden, die einen Beruf ausüben, und wir schließen uns aus unserer eigenen Kategorie aus, welche die der Missionare ist, die zur Überbringung des göttlichen Wortes und zur Vermittlung des göttlichen Lebens ausgesandt sind. Wir stellen uns also tiefer als unsere Gläubigen. Wir steigen von der Stufe von Dienern — im Sinne der Redensart: ich, der ich mit Ihnen spreche, bin Ihr gehorsamster Diener — zur Stufe von Besoldungsempfängern herab. „Der Priester lebt vom Altare“, das ist richtig. Es muß aber der Wunsch der Gläubigen sein, mehr das Leben des Altars als das des Priesters zu ermöglichen. Die Unterscheidung mag haarspalterisch erscheinen, doch ist gerade sie für das vorliegende Kapitel wesentlich. Der P. de la Taille bezieht sich darauf, wenn er sagt, daß, was so peinlicherweise die „Meßgebühr“ genannt wird, nichts anderes als eine von den Gläubigen Gott dargebrachte Opfergabe ist, und daß Gott sie empfängt, um sie seinen Priestern weiterzugeben.

Das ist es, worum es geht: man muß es soweit bringen, von den Gläubigen einen Weiheakt zu erlangen, also eine Gott zugewandte Gebärde, eine Gebärde der Dankbarkeit und des Opfergeistes. Einzig eine in solchem Geiste vollbrachte Handlung vermag die Gläubigen innerlich zu bereichern und zu heben; nur sie ent-

spricht der liturgischen Haltung, die ihre Lebenshaltung sein sollte.

\*

„Welche Lösung haben Sie für diese Schwierigkeit?“ Das ist die Frage, welche ganz selbstverständlich diejenigen an P. Remillieux richten, die solche erschütternde Ausführungen hören.

Es hat sechszwanzig Jahre gedauert, bis die Antwort gegeben werden konnte. Es ist schon der Mühe wert, sie sich aus der Nähe zu betrachten. Andere werden sie zweifellos in einer davon verschiedenen Form erteilen können; denn kein Rezept hat überall Geltung. Nun folgt die Darstellung des hier eingeschlagenen Weges.

Wir erinnern uns des Vorfalles bei der Eröffnungsfeier, den wir in der Einführung berichtet haben, dieser Bemerkung zweier Unbekannter, die ganz verblüfft von der ersten Messe wegingen, weil die Geldfrage überhaupt nicht gestreift worden war. Am Abend desselben Tages noch dachte sich P. Remillieux ein System aus, das es der Pfarre gestatten sollte, zu leben, ohne daß Erwägungen finanzieller Art die in der Kirche gesprochenen Worte und vollzogenen Handlungen beeinträchtigten.

Nach der negativen Seite ist die Methode sehr einfach: es gibt keine Kollekten in der Kirche, keine Stuhlgebühren, keine Opferstöcke verschiedener Art; kein Entgelt wird gefordert für die Taufe, Eheschließung und Beerdigung: nichts, absolut nichts, unter keinen

Umständen! Die Liturgie ist für alle gleich — oder richtiger gesagt, sie wird jedem individuellen Fall angepaßt, jedoch erfolgt diese Anpassung niemals nach Maßgabe des vorhandenen Reichtums. Lediglich die geistlichen Bedürfnisse der Beteiligten sind hierfür entscheidend.

Nach der positiven Seite ist sie ebenso einfach: Im rückwärtigen Teil der Kirche wurde ein Kasten mit der Aufschrift „Vie de l'âme“ (Leben der Seele) aufgestellt. Die Bezeichnung ist vielleicht nicht ganz glücklich gewählt, aber sie ist so bildhaft, daß jeder sie verstehen kann. In diesen Kasten werfen die Gläubigen in verschlossenen Umschlägen, was sie geben wollen. Manchmal trägt ein solcher Umschlag die Bekanntgabe einer guten Meinung, den Ausdruck eines Dankes. Niemals darf er den Namen des Gebers tragen. Die Anonymität ist streng vorgeschrieben. Jede nicht-anonyme Gabe wird unweigerlich dem Schenkenden zurückgegeben. Auf diese Weise behält die Opfertgabe ganz den Charakter freier Entscheidung aus eigenem Antrieb und beläßt gleichfalls dem Pfarrer seine volle Unabhängigkeit gegenüber seinen Pfarrkindern.

Natürlich lassen sich alteingewurzelte Gewohnheiten nicht so leicht ausrotten, besonders bei denen, die nicht ständig zur Kirche kommen. Wiewohl man so oft hat sagen hören, daß in Notre-Dame Saint-Alban keine Zahlungen zu leisten seien, sieht sich der Pfarrer immer wieder vor die stereotype Frage gestellt: „Was schulde ich Ihnen?“ (z. B. für die Beerdigung). Dann drückt

er sein Verwundern aus und beginnt unermüdlich wieder zu erklären, daß der Gottesdienst und der Dienst an den Seelen nicht entlohnt wird. — „Sie müssen aber doch leben . . .“ — Eine kleine Druckschrift liegt bereit, die erklärt, was die „Vie de l'âme“ ist. Der Pfarrer gibt sie dem Besucher; dieser geht fort und kann sich nun frei entscheiden, was er tun will. Hier folgt der Text:

*„Was das ‚Leben der Seele‘ eigentlich ist.“*

Es ist eine Art, alle Opfergaben der Gläubigen einzusammeln. Diese Opfergaben sind die einzige Einnahmequelle von Notre-Dame Saint-Alban.

Sie dienen dazu, alle unsere Ausgaben für die Kirche, das Pfarrhaus und die Armen zu decken.

Deshalb sind auch alle Gläubigen, die zur Sonntagsmesse kommen, im Gewissen verpflichtet, jeden Monat soviel, wie in ihren Kräften steht, für das Leben ihrer Seelen zu geben.

Diese Opfergaben sollen jeden Monat in einem anonymen Umschlag in den Kasten gelegt werden, der sich im rückwärtigen Teil der Kirche befindet.

Wenn Sie jeden Monat Ihre Gabe für das „Leben der Seele“ entrichten, begleichen Sie damit Ihre Schuldigkeit für den Kult.

Ein vervielfältigtes Wochenblatt mit dem Titel „Religiöse Woche für die Familie“ wird allen Mitgliedern der geistlichen Familie zugesandt. Mir liegt die ganze Sammlung vor. Jede Nummer hat folgenden Inhalt: Bericht über die bedeutendsten Ereignisse im Leben der Pfarre während der abgelaufenen Woche, Nachrichten

über die abwesenden Mitglieder der Familie, einige Anzeigen, genauer liturgischer Kalender der folgenden Woche, Bekanntgabe der Intentionen, in denen die Messen der Woche gefeiert werden. Die letzte Seite ist für das „Leben der Seele“ bestimmt<sup>3</sup>. Dies ist ein Bericht über die Ausgaben der vergangenen Woche und über die in dem Kasten vorgefundenen Beträge. Hier folgt nur als Beispiel einer dieser Berichte, der, den Herr Flacellière in seinem ausgezeichneten Werke „Liturgische Wiedergeburt und Leben in der Pfarrgemeinde“ veröffentlicht hat:

#### *Leben der Seele*

Abrechnung über die zwei letzten Wochen:

Rest am Sonntag, dem 18. Juni: 354,30 fr. Von Montag, den 19., bis Freitag, den 30. Juni, einschließlich haben Sie 4025,90 fr. in 58 Umschlägen abgegeben.

In diesen beiden Wochen ist folgendes gezahlt worden:

---

<sup>3</sup> Von Seiten mancher, die Notre-Dame Saint-Alban schlecht kennen, hört man hier und da Bemerkungen folgender Art: „In Saint-Alban hat man die Kollekten und Klassen aufgeben wollen. Aber in keinem Pfarrblatt wird soviel von Geld gesprochen wie in diesem!“ — Das ist ein Irrtum. Erstens sind diesem Gegenstand grundsätzlich meist nur wenige Zeilen vorbehalten. (Die Stelle, die wir in diesem Buch zitieren, ist ausnahmsweise umfangreich, weil sie eine zusammenfassende Darstellung gibt. Übrigens findet sie sich in einer mehrere maschinengeschriebene Seiten umfassenden Nummer.) Zweitens ist in Notre-Dame Saint-Alban dieses vielfältige Wochenblättchen nur für Mitglieder der Christengemeinde bestimmt. Das eigentliche Pfarrblatt, das als ein Mittel des Apostolats gedacht und für die breite Masse bestimmt ist, war die „Etincelle“, worin niemals von Geldingen gesprochen wurde.

An Kosten des Pfarrhauses . . . . .	1 021,— fr.
an Kosten der kirchlichen Anstalten . . . . .	803,20 fr.
für eine Rechnung betr. Reparatur am Pfarrhaus . . . . .	65,50 fr.
an Kosten für die heiligen Brote . . . . .	150,— fr.
an Kosten für die Sakristei . . . . .	49,50 fr.
für die Beleuchtung . . . . .	140,— fr.
für Vervielfältigungspapier . . . . .	120,— fr.
für Elektrizitäts- und Gasverbrauch in der Kirche und im Pfarrhaus während der Monate April, Mai . . . . .	626,10 fr.
für Elektrizitäts- und Gasverbrauch in den kirchlichen Anstalten während der Monate April, Mai . . . . .	661,10 fr.
für Versand der Rundbriefe . . . . .	21,— fr.
für Kosten verschiedener Art . . . . .	221,70 fr.
Am Freitag, dem 30. Juni, betrug der ver- bleibende Rest . . . . .	499,10 fr.

Monatsabrechnung.

Vom 1. bis 30. Juni haben Sie 10 867,60 fr. in 162 Umschlägen abgegeben. Diese 162 Umschläge entsprechen nicht ganz 500 Personen. Die meisten von Ihnen haben also ihre Pflicht erfüllt, da 600 Leute zur Sonntagsmesse kommen.

Vom 1. Januar bis 30. Juni 1944 haben Sie abgegeben:  
71 350,90 fr. in 1011 Umschlägen.

Vom 1. Januar bis 30. Juni 1943 hatten Sie abgegeben:  
58 000,70 fr. in 1001 Umschlägen.

Diese Zahlen beweisen, daß seit dem letzten Jahr eine Gruppe von Christen sehr treu geblieben ist, und daß diese Personen ihren Anteil der Kaufkraft des Franken angepaßt haben. Das ist sehr gut so.

Nachstehend für die gleiche Periode vom 1. Januar bis 30. Juni die Zahlen der acht vorhergehenden Jahre:

Im Jahre 1942 haben Sie 47 261,25 fr. in 794 Umschlägen  
Im Jahre 1941 haben Sie 36 798,85 fr. in 852 Umschlägen  
Im Jahre 1940 haben Sie 30 482,30 fr. in 699 Umschlägen  
Im Jahre 1939 haben Sie 28 441,85 fr. in 784 Umschlägen  
Im Jahre 1938 haben Sie 21 460,35 fr. in 720 Umschlägen  
Im Jahre 1937 haben Sie 21 339,— fr. in 709 Umschlägen  
Im Jahre 1936 haben Sie 18 818,50 fr. in 705 Umschlägen  
Im Jahre 1935 haben Sie 18 489,10 fr. in 558 Umschlägen  
abgegeben.

Es ist ganz allgemein von Jahr zu Jahr ein stetes Ansteigen feststellbar. Verstehen Sie die ungeheure Bedeutung dieser Zahlen? Sie beweisen, daß eine christliche Gemeinschaft, und zwar eine Pfarrgemeinde, in einem Milieu, das allen anderen ähnlich ist, für alle ihre Kosten aufkommen kann, ohne genötigt zu sein, einen Tarif für religiöse Zeremonien herauszugeben. Ein solcher würde den ungeheurer nachteiligen Eindruck hervorrufen, daß es verschiedene Kategorien von Christen gebe. Dieser Umstand ist für die Wiederverchristlichung nicht bedeutungslos. Wir wollen daher unserer Einrichtung „Leben der Seele“ die Treue halten.

Dieses Blättchen wird jedesmal am Ende der sonntäglichen Messen verteilt. Es wird auch den außerhalb der Pfarre verstreuten Mitgliedern der geistlichen Familie von Notre-Dame Saint-Alban geschickt. Diejenigen, welche die Kirche nicht besuchen, erhalten es nicht; denn es ist ein Grundsatz hier, von dem nicht abgegangen wird, daß die Nichtpraktizierenden nicht in Anspruch genommen werden dürfen. Sie würden nämlich mit ihrer Spende keinen religiösen Akt setzen, kein Opfer für Gott darbringen, sondern nur ein

Almosen geben. Wenn sie das tun wollen, stehen ihnen hierfür alle Möglichkeiten offen; sie werden aber niemals darum gebeten.

Das finanzielle Ergebnis ist, daß die Pfarre und ihr Klerus leben können. Allerdings sehr, sehr bescheiden! Das ganze Pfarrhaus atmet Armut, die Einrichtung ist dürftig, das Essen mager: es herrscht hier nicht nur der Geist der Armut, sondern die Armut wird wirklich gelebt. Ist das nicht die Bedingung dafür, daß sich jeder dort zu Hause fühlen kann? Die Besucher können sich nämlich selbst davon überzeugen, daß die Rubrik „Kosten des Pfarrhauses“ diesen äußerst kleinen Betrag aufweisen kann, ohne gefälscht zu sein. (Wenn wir wahllos drei Wochen des Jahres 1945 herausgreifen, so finden wir beispielsweise 639,80 fr., 525,70 fr., 716,60 fr.<sup>4</sup>) — Bis in die jüngste Zeit hatten die kirchlichen Anstalten ihr eigenes, von Laien verwaltetes Budget, das aus jährlichen Wohltätigkeitsveranstaltungen gespeist wurde. Schließlich erschien auch diese Art der Geldaufbringung allzu natürlich und menschlich, um so mehr, als die Schwarzmarktpraktiken sich in beklagenswerter Weise ebenfalls bei den Wohltätigkeitsbasaren fühlbar machten. So hat man sie denn von diesem Jahr an wegfallen lassen und eine neue Rubrik „Kosten der kirchlichen Anstalten“ im Rahmen des Berichtes über das „Leben der Seele“ im Wochenblättchen eingeführt.

---

<sup>4</sup> Diese Beträge entsprechen einer Kaufkraft, die zwischen 40,— und 50,— DM schwankt. (Der Übersetzer.)

Nachstehend die Mitteilung, welche die mit der Verwaltung der kirchlichen Anstalten betrauten Laien an jene richteten, die sich bisher mit den Wohltätigkeitsbasaren befaßten. Sie stammt von Ende 1944.

### *Bekennnis zum Gottvertrauen*

Wir feiern den 25. Jahrestag der Eröffnung der provisorischen Kapelle, aus der unsere Kirche Notre-Dame Saint-Alban entstanden ist. Bestimmungsgemäß sollten Priester des Prado<sup>5</sup> den Dienst an dieser Kirche übernehmen. P. Chevrier, der Gründer des Prado, legte einst ein Bekenntnis unerschütterlichen Vertrauens in die Vorsehung ab, in jene Vorsehung, welche die Herzen zu öffnen vermag und darin in edler, freier Entscheidung den Entschluß zur großherzigen Tat reifen läßt. Heute, aus Anlaß dieses Jubiläums, scheint es am Platze, dieses Bekenntnis des Gottvertrauens zu erneuern, da wir uns entschlossen haben, auf die wertvolle Hilfe zu verzichten, die uns die Wohltätigkeitsbasare bisher gebracht haben. Bekannt sind ja die Kritiken, welche diese zum Ausgleich des Pfarrhaushaltes so überaus wichtigen Verkaufsanstaltungen zu allen Zeiten gerade in Arbeiterkreisen ausgelöst haben. In den letztvergangenen Mangeljahren ist diese Kritik nur noch schärfer geworden. Es wurde geradezu der Vorwurf erhoben, daß der allgemein so verpönte Schwarzmarkt hier eine Zufluchtsstätte gefunden habe.

Die öffentliche Meinung ist zwar nicht im Recht, doch

---

<sup>5</sup> Der ehrwürdige André Chevrier gründete in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Asyl für verwahrloste Kinder: La Providence du Prado im Stadtteil Guillotière in Lyon. Im Anschluß daran stiftete er 1859 die Kongregation der Priester des Prado und der Franziskanerinnen des Prado. (Der Übersetzer.)

muß man ihr Rechnung tragen und versuchen, die Deckung der Pfarrerfordernisse durch andere Mittel zu erreichen. Die Christen müssen deshalb danach trachten, solche Mittel und Wege bei den Heiligen zu finden, die unserem Herrn Jesus Christus nachgefolgt sind. Diese Heiligen empfehlen uns, vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen, das heißt also geistliche Werke zu tun; sie versprechen uns, daß alles Übrige uns dann obendrein gegeben und der Arbeiter im Weingarten des Herrn seinen Lohn empfangen wird.

In der Absicht, für den Unterhalt der Kultgebäude — Kirche und Pfarrhaus —, für die in der Laennecstraße 69 gelegenen kirchlichen Anstalten, Kinderhorte und Gebäude der Sonderorganisationen sowie für die Deckung der Steuern die nötigen Einnahmequellen zu finden, wenden wir uns an die Verkäuferinnen, die einander seit 25 Jahren abgelöst und so selbstlos ihre eigene Persönlichkeit, ihren Einfluß, ihre Beziehungen in den Dienst der Wohltätigkeitsveranstaltungen gestellt haben. Wir bitten sie inständig, freiwillig dem Leiter ihrer Abrechnungsstelle eine Opfertgabe zu überbringen. Zweifellos wird die Gesamtsumme dieser Opfertgaben nicht so hoch sein wie das Netto-Ergebnis der durch ihre Mithilfe getätigten Verkäufe. Der so entstehende materielle Verlust wird aber weitgehend durch den ungeheuren moralischen Gewinn ausgeglichen. Bisher waren wir genötigt, alle menschenmöglichen Mittel zur Begleichung der Schulden anzuwenden, die während so langer Jahre das Pfarrbudget belastet haben. Das war rechtens unsere Pflicht. Nun, da wir von dieser schweren Last befreit sind, können wir uns ganz der Vorsehung anheimgeben. Wir haben volles Vertrauen: die sich bislang aktiv an den Wohltätigkeitsveranstaltungen beteiligt haben, um hierdurch die apostolische Versuchsarbeit von

Notre-Dame Saint-Alban zu fördern, werden künftighin nicht minder großherzig sein als in der Vergangenheit. Übrigens werden wir sie durch die Leiter ihrer Abrechnungsstelle im Laufe des Monats Januar zu einer Zusammenkunft einladen, in der wir die moralischen Gründe, von denen wir uns leiten ließen, unter dem Thema „Göttliche und menschliche Methoden im Dienste des Apostolats“ entwickeln werden. Wir bitten sie, daran teilzunehmen, und wir werden gerne allenfalls gewünschte Erklärungen und Erläuterungen geben.

*Der Pfarrausschuß.*

Manchmal belastet eine außerordentliche Ausgabe den Haushalt, wie beispielsweise im Juni 1945 jene bedeutende Reparatur des Vervielfältigungsapparates, die 3198 fr. kostete. Im ganzen gesehen muß man sagen, daß es recht schwere Jahre gegeben hat und man zu mancher Zeit hübsch verschuldet gewesen ist. Davon wurden die Pfarrkinder auch unterrichtet. Augenblicklich scheint das Gleichgewicht hergestellt zu sein, und man kann mit dem hl. Paulus sagen: „Wir sind schon zufrieden, wenn wir unseren Hunger stillen und unsere Blöße bedecken können.“ Sicherlich wird das Gebot, „sich um die Zukunft keine Sorgen zu machen“, bis aufs letzte erfüllt. Hier würde man den Ausruf jenes Pfarrers gewiß nicht hören, der sagte, als man ihm vorschlug, die Kollekten auf eine diskretere, nach seiner Meinung wenig einträgliche Art vorzunehmen: „Ja, wo kämen wir denn da hin?“ Hier beschäftigt man sich nicht mit der Frage, wohin man käme. Ist es nicht in erster Linie unsere Pflicht, die Armut im Geiste vor-

zuleben, die wir den Gläubigen predigen, wenn wir das Evangelium von den Lilien des Feldes und den Vögeln des Himmels auslegen? Nicht nur um des Beispiels willen, sondern auch deshalb, weil der Vater im Himmel ganz besonders denen hilft, die seinen Absichten durch ihre Selbstlosigkeit zu dienen suchen. Die für das Apostolat angewandten Mittel sind die sogenannten „armen Mittel“. Hier befinden wir uns in Übereinstimmung mit den Gedanken des P. Chevrier: „Das Werden und Gedeihen kirchlicher Unternehmungen ist unabhängig von menschlicher Voraussicht, vom Geld, von unseren Berechnungen und Kombinationen.“ Der Prado gibt dazu den treffenden Kommentar: „Man darf nicht zuerst das Geld suchen, um kirchliche Unternehmungen zu schaffen, sondern man muß mit den Unternehmungen beginnen. Wenn sie wirklich den Eingebungen des Hl. Geistes entsprechen, wird ihnen zu gegebener Zeit das nötige Geld zufließen. — Man soll die Geldbeschaffung nicht als Voraussetzung für die Errichtung des Baufundamentes hinstellen; man soll vielmehr beginnen, dieses zu errichten; die Arbeiter und die Mittel kommen dann schon allmählich hinzu. . . In der ganzen Kirchengeschichte läßt sich dieses Gesetz der Entwicklung aus bescheidenen Anfängen beobachten. Gewiß, man darf sich nicht in Schulden stürzen und unvorsichtig vorgehen, aber in erster Linie ist der übernatürliche Zweck ins Auge zu fassen; Gott wird dann schon nach und nach die Mittel in die Hand geben, die zum Ziele führen. Man soll ganz klein anfangen wie jene

Jugendgruppe, die in Ermangelung eines Lokals eine Promenadenbank zum Versammlungsort bestimmte.“

Wie verhält es sich nun mit der Kultabgabe? Auch in diesem Punkte wird an den Pfarrgewohnheiten nichts geändert. Der Klerus wird dafür keineswegs besonders in Bewegung gesetzt, kein Hausbesuch gemacht, um Geld zu erbitten. Man darf den Priester in den Häusern seiner Pfarrkinder nur dann sehen, wenn ein geistlicher Grund vorliegt, oder wenn er an einem freudigen oder schmerzlichen Ereignis der Familie teilnehmen will. Es wird im Wochenblatt einfach angekündigt, daß die Zeit gekommen ist, die Kultabgabe zu entrichten. Die in dieser Zeit abgegebenen Umschläge tragen entweder die besondere Bezeichnung, daß man sich an dieser Kollekte beteiligt, oder sie entbehren jeder Bemerkung. Der Pfarrer schickt dann an den erzbischöflichen Stuhl eine der Anzahl der praktizierenden Pfarrkinder entsprechende reichlich bemessene Summe.

Wie verhält man sich nun, wenn ein Angehöriger der Pfarrgemeinde gegen entsprechende Zahlung ein ungewöhnliches äußeres Gepränge für eine Hochzeit oder eine Beerdigung wünscht? Es kann sich in einem solchen Falle nur um einen gelegentlichen Kirchenbesucher handeln; denn der Pfarrgemeinde ist es wohlbekannt, daß ein solches Ansinnen nicht den hier geübten Gebräuchen entspricht. Die Antwort ist ganz einfach: es wird ihm die ungeschmälerte Liturgie der Feier in ihrer erhabenen geistigen Größe und ihrem tiefen symbolischen Gehalt zugesichert. Man versucht, ihm zu er-

klären, daß die äußere Aufmachung dem nichts hinzufügt, und daß das Geld hier überhaupt nichts zu besagen hat. Wenn er aber nicht verstehen will und durchaus auf diesen eiteln Nichtigkeiten besteht, dann gibt man ihm großzügig die Erlaubnis, anderswo hinzugehen. Dieser Fall kommt von Zeit zu Zeit vor. Ganz am Anfang erschien im Pfarrhaus ein steinreicher Mann, der sich nie in der Kirche blicken ließ, und wollte die Beerdigung seiner Gattin bestellen, einer notorischen Ungläubigen, die ohne Sterbesakramente verschieden war: „Ich möchte das Schönste und Beste, das es überhaupt gibt. Ich will es mich gerne eine Stange Geld kosten lassen...“ Der Pfarrer lehnte ab, und die Beerdigung fand anderswo statt. Diese Begebenheit erregte im Viertel großes Aufsehen, denn jedermann erfuhr davon, wie man sich wohl denken kann. Die Ablehnung einer bedeutenden Geldsumme nur aus Treue zu einem Ideal ist ein außerordentliches Ereignis, das tiefe Wirkungen zeitigt, namentlich im Arbeitermilieu. Eine solche Haltung vermag die Gemüter leichter für das Christentum zu gewinnen als zehn apologetische Predigten. Das Erstaunen gibt sich kund in dem Ausruf: „Der da glaubt wirklich daran!“ — Man stelle sich vor, daß es nicht möglich sei, anderswo hinzugehen, weil überall derselbe Brauch herrschte! Welche lebendige Glaubensrechtfertigung wäre das für eine ganze Diözese, für ein ganzes Land, für die ganze Kirche!

Eine besondere Art, die „Fastenalmosen“ auszulegen, wird uns mit einer zweiten Gruppe von Ergebnissen,

denen auf geistlichem Gebiet, vertraut machen. Der Sinn dieser Spende ist, die Fasten oder sonstige Entsagungen, die man sich nicht zumuten kann, durch Hingabe einer gewissen Geldsumme abzulösen. Es ist ohne weiteres zu erkennen, wie leicht diese Gepflogenheit in einen leeren Formalismus umschlagen und zum Gegenstand berechtigter Kritiken werden kann: Wie bequem ist das eigentlich, man verzichtet auf nichts, dafür zahlt man etwas, und alles ist in bester Ordnung! — Ebenso unschwer läßt sich aber auch einsehen, welch tiefen Gehalt diese Übung bekommen kann, wenn man sie nur richtig darzustellen weiß. „Geliebte Brüder“, sagt man da zu den Mitgliedern der Gemeinde, „die Fastenablösungsspende ist etwas Geheiligt. Sie wird den Seminaren zur Verfügung gestellt und dient also der Heranbildung von Priestern. Gott mag für einen solchen Zweck kein profanes Geld, kein Geld, das Euch nichts oder so gut wie nichts an Selbstüberwindung kostet. Sie können nicht fasten, Sie können dafür auf etwas verzichten und es dem Heiland opfern. Bringen Sie ihm das dar! Wenn Sie sich keine Einschränkung auferlegen, dann ist es besser, kein Geld zu geben.“ Die Wirkung ist hervorragend, nicht nur deshalb, weil das Ergebnis der Kollekte viel höher als sonst ist — das wäre dann ein recht mageres Resultat! —, sondern weil die Mitglieder der geistlichen Familie einen wohlüberlegten, vollgültigen Akt der Großherzigkeit verwirklichen, der den Wert eines Opfers hat.

Die in Notre-Dame Saint-Alban angewandte Methode

hat noch einen anderen geistlichen Vorteil. Der großmütige und freiwillige Beitrag für den Gottesdienst, den man von den Gläubigen erwartet, verhilft ihnen dazu, sich ihrer Zugehörigkeit zur Gemeinde bewußt zu werden.

Hierzu folgendes Begebnis. Im Dezember 1944 kommt es eines Tages so weit, daß im Pfarrhaus keine Kohle zur Bereitung der Speisen vorhanden ist. Das Gas hat auch zu wenig Druck; so besteht die Gefahr, daß das Mittagessen erst am nächsten Tag gar wird... Mitglieder der Gemeinde werden alarmiert. Sie entschließen sich, bei einem anderen mit der Frage anzuklopfen, ob er nicht etwas von seinen reichen Kohlevorräten abgeben wolle. Einer zieht in Zweifel, daß der Versuch gelingen werde. — „Das fehlte gerade noch, daß man das Pfarrhaus ohne Kohle ließe! Entweder gehört man zur Gemeinde oder nicht. Vorräte sind dazu da, daß sie im gegebenen Zeitpunkt verwendet werden...“ Der Zweifler hat nicht recht behalten. Mehrere Eimer Kohle trafen unverzüglich in der Küche ein. Und rechtzeitig zu Mittag waren die Karotten gar.

Den moralischen Effekt dieses Kampfes gegen das Geld merkt man auch weitgehend bei den Beerdigungen. Zum Pfarrgebiet gehört ebenfalls das gerichtsmedizinische Institut, wohin alle möglichen Verunglückten gebracht werden. Dies bringt den Pfarrer mit Familien in Berührung, die häufig sehr wenig christlich gesinnt sind. Wenn nun solche Angehörige ins Institut kommen und mit dem zuständigen städtischen Beamten die Be-

erdigungsformalitäten besprechen, stellt dieser an sie die Frage: „Wünschen Sie ein kirchliches Begräbnis?“ Sehr oft zögern sie. Warum? Weil das „Kosten verursachen wird“. Der Beamte, der die Pfarre gut kennt, beruhigt sie: „Nein, nein, da können Sie ganz getrost sein, hier kostet es nichts.“ Halb beruhigt finden sich die Leute im Pfarrhaus ein. Der Pfarrer empfängt sie. Sie bitten um eine ganz einfache Einsegnung. Der Pfarrer läßt sie erst einmal Platz nehmen, dann zeigt er sein Interesse für ihren Fall, fordert sie auf, ihr Unglück zu erzählen, und es liegt ihm gar nichts daran — wie man so zu sagen pflegt —, seine Zeit zu verlieren, indem er in menschlicher Weise an ihrem Kummer teilnimmt. Das Eis ist gebrochen. Er schlägt ihnen die Messe und die liturgischen Begräbnisfeierlichkeiten vor, so wie sie hier immer gehalten werden. Da sie meistens noch wegen der vermutlichen Kosten besorgt sind, erklärt er ihnen, was uns schon bekannt ist. Es gibt keine Schwierigkeiten mehr: sie können nun an der Liturgie teilhaben, und die mütterliche Güte der Kirche für die zu Gott zurückgefundenen Kinder kann sich ihnen offenbaren. Schon jetzt, angesichts dieser Gleichgültigkeit dem Geld gegenüber, rufen sie aus: „Sieh an, das ist fein! Sie können damit rechnen, daß ich etwas für das ‚Leben der Seele‘ geben werde!“ Was sie dann geben, ist weitaus mehr als eine Summe Geldes, es ist der beste Teil ihres Ich, eine Regung der Dankbarkeit.

Man beachte die Aufschriften, die sich zuweilen auf den Umschlägen finden, und woraus sich die Inten-

tionen ergeben, in denen die Spenden für das „Leben der Seele“ gegeben werden: man wird bei den Beteiligten einen hohen, über das Persönliche weit hinausgehenden geistigen Schwung feststellen können.

Z. B.: „Dank einer Getauften für die Mysterien dieses Sonntags, des 10. Juni.“ — „Zur Erinnerung an unseren teuren Verblichenen. Gott möge ihm durch seine Gnade die ewige Seligkeit gewähren und uns die Kraft geben, unseren Schmerz zu überstehen.“ — „Innigen Dank für das in der Atmosphäre von Notre-Dame Saint-Alban erlebte Gute und Bitte um Gebetseinschluß für eine sehr schwierige Lebensentscheidung.“ — „Allzu schwacher Ausdruck meiner Dankbarkeit.“ — „Zur Unterstützung jener, denen das Glück eines solchen Heims wie des unsrigen, das Gott bisher ständig beschützt hat, versagt geblieben ist.“ — „Für unsere geistliche Familie, ein kleiner Teil einer unerwarteten Gehaltserhöhung.“ — „Für die dringendsten Bedürfnisse von Notre-Dame Saint-Alban. Eine Christin, die ihren Geist der Liebe schätzen gelernt hat.“ — „Ein kleiner Betrag für eine große Schuld an das ‚Leben der Seele‘. Wir danken dem Herrn dafür, daß wir Arbeit gefunden haben. Wir bitten ihn, unser Heim zu einer ganz christlichen Zelle der geistlichen Familie zu machen.“ — „Als Opfer für einen wirklichen, dauerhaften Frieden.“ — „Zum Gedenken an unsere Eheschließung. Herr, bewirke, daß unsere Freude nicht durch unseren Egoismus getrübt werde. Ich bringe dieses Opfer zum Dank für meine Mutterschaft dar, wobei ich der ehelosen Frauen gedenke, die darauf Verzicht geleistet haben.“

Wir könnten diese Zitate unbegrenzt fortsetzen. Sie beweisen, daß die Mitglieder dieser geistlichen Familie

den Sinn des Opfers begriffen haben, und daß sie ihre Gebetsmeinungen in Einklang mit den Anliegen der Kirche bringen. Ihr Geldgeschenk ist nur ein Opfer unter vielen anderen, ein Symbol für diese anderen Opfer geistlicher Natur, ein Ausdruck für ein Leben der Opferung und Anbetung — für das ganze christliche Leben.

Ein weiteres Ergebnis ist die gänzliche Befreiung des Klerus von aller Abhängigkeit gegenüber dem Bürgertum, den Besitzenden. Die Anonymität bewirkt diese Unabhängigkeit, die so notwendig ist, damit der Priester nicht beschuldigt werden könne, er sei mehr oder minder den Reichen zu Diensten. Manche Leute, unter denen sich auch Freunde von Saint-Alban befinden, wollen es schwer begreifen, daß nicht noch eine andere Kasse, eine Art „schwarzer Kasse“ vorhanden ist, die von unbekanntem Gönnern aufgefüllt wird. Das ist jedoch ein grober Irrtum. Wenn es schon manchmal großzügige Spender gibt, so sind ihre Gaben doch ebenso anonym wie die der anderen, und sie erscheinen wie die anderen in der Abrechnung der übergebenen Umschläge. Mäzene, die wirklich bedeutende Summen zur Verfügung stellen, kennt die Pfarre nicht. Das „Leben der Seele“ wird jede Woche von Spenden mittelmäßiger Höhe gespeist, die wiederum der mittelmäßigen Vermögenslage der Pfarrkinder entspricht. Die Folge ist, daß, „wenn immer wir in der Kirche zusammenkommen, um die Messe zu feiern, um an einem Begräbnis teilzunehmen, um die Sakramente zu empfan-

gen, niemals eine Scheidewand unter Brüdern entstehen kann, eine Scheidewand unechter Feierlichkeit, die durch äußeren Pomp zustandekommt, der nach der Bezahlung wechselt... Kurz gesagt, das Geld, das größte Hindernis für den Gemeinschaftsgeist, scheint in Notre-Dame Saint-Alban endgültig besiegt zu sein. Gott gebe, daß es anderwärts auch so sei! Wenn man die nötige Klugheit walten läßt, kann man das Geld überall besiegen, ohne gegen irgendwelche Diözesanvorschriften zu verstoßen. Die Behauptung besteht jedenfalls zu recht, daß der in Notre-Dame Saint-Alban unter keineswegs besonders günstigen Bedingungen unternommene Versuch völlig gelungen ist.“

Diese Schlußfolgerung, die von P. Remillieux selber stammt, scheint mir sachlich richtig zu sein. Sie will nicht sagen, daß man überall das Geld mit den gleichen Methoden bekämpfen soll, sondern daß überall seine notwendige Niederlage zum größten Wohl der Gemeinschaft angestrebt und erreicht werden kann. Dieser Sieg der katholischen Priesterschaft über das Geld könnte berechtigterweise als das entscheidendste Zeugnis zugunsten des Evangeliums in unserer heutigen Zeit angesehen werden.

\*

Abhandlungen über das hier behandelte Thema finden sich in folgenden Werken:

„Communauté et Religion“ (Gemeinschaft und Religion) im Verlag Presses Universitaires de France. Hier ist besonders das Kapitel „Paroisse et Communauté“ (Pfarre und Gemeinde) bedeutsam, dem das letzterwähnte Zitat von P. Remillieux entnommen ist.

„Renaissance liturgique et Vie paroissiale“ (Liturgische Wiedergeburt und Leben in der Pfarrgemeinde) von Robert Flacellière, im Verlag Editions du Seuil. Siehe das Kapitel

„La question de l'argent“ (Die Geldfrage).

„La Pauvreté du prêtre“ (Priesterliche Armut) nach dem Leben und den Schriften des ehrwürdigen P. Chevrier, von Mgr. Ancel, Superior des Prado, Lyon.

„L'argent dans l'église“ (Das Geld in der Kirche) von P. Desbaumes, Lyon.

## II

### Eine echte Liturgie

„Ach, Sie gehen nach Saint-Alban?... Dort wird doch die Messe französisch gelesen, nicht wahr?...“

In den letzten Wochen ist mir diese Frage mehr als zehnmal gestellt worden, bald mit einem Unterton leichter Ironie, bald aus einer mit Interesse vermischten Neugier. Die Legende berichtet, daß in Notre-Dame Saint-Alban eine originelle Liturgie erfunden worden sei, die nur noch Analogien mit der Liturgie der katholischen Kirche aufzuweisen habe. (In diesem Zusammenhang sei bemerkt, daß einige Konfratres scherzhaft von der „albanischen“ Liturgie sprechen.)<sup>1</sup>

Wer sich hier mehrere Wochen aufhält, wird sich leicht davon überzeugen, daß diese Behauptung nicht zutreffend ist, und daß hier wie im übrigen Abendland zelebriert wird. Er wird vermutlich von einigen Bräuchen überrascht sein; bei näherem Zusehen wird er

---

<sup>1</sup> Will man erfahren, wie Legenden entstehen? Ein junger Mann, der neulich nach Saint-Alban kam, war erstaunt zu sehen, daß die Messe mit dem Anfang beginnt... Es war ihm zu Ohren gekommen, daß dort die Messe „umgekehrt“ gelesen wird. Er war felsenfest überzeugt, daß sie mit dem Ende anfängt, und das verbreitete er gutgläubig in seiner Umgebung. Die Quelle dieser Verwechslung ist augenscheinlich darin zu suchen, daß die Messe „mit Wendung zum Volk“ gefeiert wird. — „Umgekehrt“ mag irgendeiner im Scherze gesagt haben — ohne zu überlegen, daß es zutreffender gewesen wäre, zu sagen „zugewendet“.

aber feststellen, daß sie sich auf die besten Traditionen stützen. Wir werden darauf noch zurückkommen. Wie ist es zu dieser Legendenbildung gekommen? Zweifellos dadurch, daß die Bemühungen um die Wiederherstellung der Liturgie in dieser Pfarre sechsundzwanzig Jahre zurückliegen. Eine Reihe von Gepflogenheiten, die jetzt in einer großen Zahl von Pfarren in Anwendung sind — wie z. B. die Gemeinschaftsmesse —, schienen dazumal reiner Neuerungssucht zu entspringen. Man belustigte sich damals öffentlich darüber. Der einmal eingeschlagene Weg wurde aber unerschütterlich beibehalten, und die allgemeine Entwicklung gab dem schließlich recht. Ich habe gerade in der letzten Zeit viele Erklärungen von Lyoner und anderen Priestern gelesen, in denen sie dem P. Remillieux ihren tiefen Dank dafür aussprechen, daß er ihr Priestertum auf eine echt katholische Feier des heiligen Opfers hin orientiert hat.

Es bedarf kaum einer besonderen Betonung, wie sehr einerseits eine solche Meßfeier von wohlunterrichteten Laien gewünscht wird, namentlich, wenn sie aus der Katholischen Aktion oder den Pfadfindern hervorgegangen sind, und welche Klagen man andererseits von allen Seiten über die oberflächliche und eilfertige Art hört, in der die Messen „abgehaspelt“ werden! Bücher, Zeitschriften, Berichte über Rundfragen sind voll solcher Äußerungen. Das ist aber noch unbeachtlich gegenüber den Gesprächen, die man erlauschen kann! Die Einführungsrubriken des Meßbuches enthalten einen

Paragrafen über die „defectus missae“. Der wichtigste dieser „defectus“ ist dort gar nicht erörtert, weil man ihn nicht einmal in Betracht zieht: er besteht darin, das heilige Meßopfer so zu feiern, daß die Gläubigen außerstande sind, daran teilzunehmen.

Immer öfter wird den Gläubigen gesagt, daß die Messe ja „ihre“ Messe ist, daß sie aktiv daran teilnehmen sollen, da wichtige Teile davon ihnen zur Mitwirkung zufallen, daß sie ihr Laienpriestertum dadurch ausüben, indem sie das Opfer gleichzeitig mit dem Priester darbringen. Die allgemein verbreiteten guten Meßbücher haben in ihnen den Wunsch geweckt, zu verstehen, mitzugehen, zu wissen, an welcher Stelle man sich gerade befindet, und an dem Erlösungsdrama mitzuwirken. Mit Ausnahme einiger frommen Leute, die unrettbar in ihrem Individualismus verkapselt sind, ist dieses Verlangen im christlichen Volke groß und sogar vielfach mit Kummer verbunden. Die Bedingungen sind nämlich nicht gegeben, die es ihnen erlaubten, ihrer Messe zu folgen und sie mitzuerleben. Der Altar ist weit entfernt von ihnen, man scheint ihnen verbergen zu wollen, was man ihnen zeigen sollte. Dieses *Dominus vobiscum*, jenes *Sursum corda* wendet sich angeblich an sie. Sie hören es nicht einmal. Sie mögen ihre Ohren noch so anstrengen, zu ihnen dringt nichts als ein undeutliches Gemurmel. Sie mögen die Augen noch soweit öffnen und den Versuch machen, eine Übereinstimmung zwischen den Gebärden des Priesters und dem Text ihres Meßbuches herzustellen, es gelingt ihnen einfach

nicht. Die Gebärden sind nur angedeutet. Es ist nicht möglich, zu erfassen, ob man noch bei der Oration ist, oder ob die Epistel schon begonnen hat, ob das Offertorium schon beendet oder ob man schon beim Kanon ist... Einzig und allein die Glöckchen lassen von Zeit zu Zeit ihr Signal ertönen, und ihr Geläute ruft ein ungeordnetes Hin- und Herrücken hervor. Allenthalben ist da noch eine Masse gleichgültiger Menschen, die gedankenlos diesem seltsamen Schauspiel „beiwohnen“ und sich keinen Kummer machen, weil sie nichts wissen. Hier werden sie auch gewiß nichts lernen! Man hat sich nur beteiligt (Gott weiß wie!), indem man eben seine Spende bei der Kollekte gegeben hat, indem man bei der Wandlung die Hostie angeblickt und bei den Frühmessen die heilige Eucharistie empfangen hat. Man sucht sich so gut wie möglich schadlos zu halten bei den „Gebeten nach der Messe“, die als Ausgleich für die Aussperrung, in der man die ganze Zeit hindurch gehalten worden ist, besonders erfunden zu sein scheinen.

Wie soll sich unter solchen Bedingungen die christliche Gemeinde verwirklichen lassen? Worauf rechnet man denn, um sie zur Tat werden zu lassen? Etwa auf die kirchlichen Anstalten oder auf die Sonderorganisationen? Aber diese bringen nur weitere Verschiedenheiten in die Gemeinde, wobei allerdings zu sagen ist, daß die Arbeit um so besser getan wird, je mehr sie aufgeteilt und spezialisiert werden kann<sup>2</sup>.

---

<sup>2</sup> Es ist festzustellen, daß die Spezialisierung gerade beim

Wo anders soll man die Synthese des Christentums erreichen, wenn nicht vor dem Altar? Meint man etwa, daß Massenversammlungen einmal oder zweimal im Jahre genügen? Wo sollen die Gläubigen das Gefühl erlangen, eine Einheit zu bilden, als Glieder zu dem mystischen Leib Christi zu gehören, dessen Haupt Christus selbst ist? Das kann man nicht durch weise Sprüche lernen, das muß zuerst erlebt werden. „*Nil in intellectu, nisi fuerit prius in sensu*“, sagen uns die Philosophen: nichts dringt zum Verstand (und wandelt sich dort zur Tat), was nicht vorher zutiefst gefühlt worden ist. Wo soll man denn die *Kirche* verwirklichen, wenn nicht in der Kirche, mitten im Übernatürlichen, in dem heiligen Geschehen, in dem die eucharistische Gründung der christlichen Gemeinschaft wachgerufen und dargestellt wird? Nein, wenn unser Meßopfer nicht den Charakter eines Gemeindeopfers hat, ist es vergeblich, an die Einheit der Christen zu denken. Ich erinnere mich an ein Plakat, das ich erschüttert und erstaunt an den Mauern von Paris gesehen hatte. Es kündigte einen Vortrag des P. Paris, des berühmten Apostels der Hochschullehrer und Studenten, an: „Wie könnt Ihr vorgeben, die Gottesstadt wieder erbauen zu wollen, wenn Ihr Euch nicht einmal bei der Präfation erhebt?“

---

Apostolate ein bedeutender Fortschritt ist. Der Vorgang ist etwa vergleichbar der Bereicherung eines Wesens, das sich von der Ungeteiltheit der ursprünglichen Zelle zum Besitz verschiedener, besonderer Organe entwickelt. Vorbedingung ist, daß die Synthese vollzogen ist, sonst zerfällt der Körper.

Trotz ihrer Paradoxie trifft diese Aufschrift mitten ins Schwarze.

Manch einer behauptet, daß in diesem Jahrhundert der Katholischen Aktion „alles, was getan werden konnte, geschehen sei“, und daß man nun an die äußerste, nicht überschreitbare Grenze gekommen sei. Nun, es genügt, zur Meßzeit in eine beliebige Kirche zu gehen, um feststellen zu können, daß mindestens in 90 v. H. aller Pfarren das Wesentliche noch nicht getan ist. Es sei beileibe nicht behauptet, daß eine einwandfreie liturgische Feier ein Allheilmittel wäre, das aller übrigen Anstrengungen enthebt. Zuvor ist noch viel Christianisierungsarbeit zu leisten, in den Familien, in den Stadtvierteln, in den Stätten der Geselligkeit, in den Fabriken usw. . . . Aber diese apostolische Tätigkeit kann nur dann Früchte echt christlicher und dauerhafter Art zeitigen, wenn christliche Gemeinschaften vorhanden sind, welche die Ergebnisse einer solchen Aktivität aufnehmen und sicherstellen können. Eine Pfarrgemeinde, deren „praktizierende“ Mitglieder die göttlichen Mysterien nicht kennen und das sakramentale Leben durch ein Andachtsleben von individualistischem Charakter und häufig von recht minderwertiger Art ersetzen, die vom Wort Gottes nichts wissen, die ganz allein sich mit Christus vereinigen, ohne der Kirche zu gedenken — eine solche Gemeinde wäre nicht imstande, einen Zustrom neuer Anhänger in die Kirche Christi auszulösen oder mindestens jene aufzunehmen, die sich zu ihr unter anderen Einflüssen bekehrt haben. Verlangen Sie doch von einem

Vorkämpfer der Katholischen Aktion, dem es gelungen ist, einen anderen für Christus zu gewinnen, er möge ihn zu Ihrer Pfarrmesse mitbringen! Sie werden dann an ihm eine nur zu berechtigte Befangenheit und Besorgnis merken. Ihm schwebt etwas anderes, ein Erlebnis vor, in dem sein Neophyt das *cor unum et anima una* des Urchristentums schwingen fühlt. Er wird ihn zu der Messe einer „besonderen Gruppe“ mitnehmen, die zweifellos innig brüderlich sein mag, wo aber das Ideal der Pfarrgemeinde nicht verwirklicht ist. Wie könnte er es wagen, ihn leichtfertig einer Messe auszusetzen, in der der Priester durch seine ganze Art des Zelebrierens auszudrücken scheint: Laßt mich gefälligst *meine* Messe lesen! Stört mich nicht durch euere Antworten! Ihr versteht nichts davon, beschäftigt euch mit eueren Betrachtungen...

Unsere Laien sind sehr hart in ihren Urteilen. Von einem Priester, der seine Messe in zwanzig Minuten zu Ende führt, der einen Schnelligkeitswettbewerb mit seinem Meßdiener unten am Fuß des Altars im Abhaspeln der vorgeschriebenen Anrufungen veranstaltet, der die heiligen Gebärden nachlässig macht, von dem sagen sie ohne weiteres: Er hat keinen Glauben! Wir wollen diesem Wort einen engeren Sinn geben, müssen dann aber mindestens sagen: „Er glaubt nicht daran.“ Er glaubt sicherlich an Christus und an die Eucharistie, aber er glaubt nicht an den Wert der Liturgie; er glaubt nicht an sein Amt eines Wortführers der Gemeinde, eines Vermittlers zwischen dem Volk und dem Vater, dem die Auf-

gabe zufällt, die gemeinschaftliche Huldigung vor Gott zu tragen. Und gerade das ist außerordentlich schmerzlich für jene, die daran glauben, und die etwas anderes von ihren Priestern erwarten.

Diesem Mangel wird durch gewisse gesungene Hochämter nicht abgeholfen, da die Gläubigen sich daran überhaupt nicht beteiligen und sich nur damit begnügen, ein Kirchenkonzert anzuhören. Gewiß können sie den verschiedenen Abschnitten der Opferhandlung besser folgen, aber sie bleiben untätig und stehen den wichtigsten Akten ebenso verständnislos gegenüber, zumal sie ja doch nicht mehr als sonst vom Priester am Altare merken. Die Orgelstücke, die „musikalischen“ Messen, durch die die Menge angezogen oder festgehalten werden soll — es gibt noch profanere Mittel, die ich gar nicht erwähnen will —, ja gewisse Zeremonien haben geradezu den Zweck, die Gläubigen einzulullen, ihre — selbstverständlich religiöse! — Träumerei zu begünstigen, aus ihnen eher Hörer oder Zuschauer zu machen, wobei man sie ihrer eigentlichen Aufgabe als Teilnehmer entzieht. Das sind zwar fromme Zerstreungen, aber eben doch nichts anderes als Zerstreungen, die um so gefährlicher sind, als sie die Gläubigen an die Passivität gewöhnen und ihnen die falsche Überzeugung vermitteln, sie erfüllten gewissenhaft all das, was die Kirche von ihnen erwartet.

\*

Das ist die Sachlage, mit der man sich auseinandersetzen muß, und die viele abändern wollen. Der erste gesamtfranzösische Kongreß für Pastoralliturgie in Saint-Flour ist der lebendige Ausdruck dafür gewesen. In Notre-Dame Saint-Alban hat man sich vom ersten Tag an sehr eingehend damit befaßt. P. Remillieux lag es durchaus fern, sich dabei von Originalitätssucht oder dem Wunsch nach Umsturz von Traditionen leiten zu lassen. Sein beständiges Anliegen war, seine Pfarre zu einer betenden Gemeinde, zu einem Teil der „Ecclesia orans“ zu machen, indem er absolut echte liturgische Traditionen mit neuem Leben erfüllte. Es handelt sich hier wohlgemerkt nicht um eine Vorliebe für Archäologie, die darauf hinzielte, alte Gebräuche wieder zum Leben zu erwecken, nur weil sie einen Duft von Altertümlichkeit an sich haben. Es handelt sich vielmehr darum, einerseits *Vertrauen in die Tradition der Kirche* zu wecken, andererseits gleichzeitig die Gläubigen in die Lage zu versetzen, diese Tradition nachzuleben, wobei jeder Gebärde, jedem Wort sein wahrer tiefer Gehalt gegeben wird und nichts beibehalten wird, was nur Herkommen oder Formelkram ist. Dort, wo Erstarrung eingetreten ist, wo es nichts als Gewohnheiten (und meist nur schlechte!) gibt, *muß dem Leben wieder zu seinem Recht verholfen und die ganze Wahrheit wiederhergestellt werden.*

Wer wissen will, welches Ergebnis die in Notre-Dame Saint-Alban angewendeten Grundsätze gezeitigt haben, der möge hingehen und sich's besehen. Für diejenigen,

die die Reise nicht machen können, will ich versuchen, so getreu wie möglich zu beschreiben, was ich gesehen habe.

\*

Wir wollen uns erst einmal die Kirche anschauen. Wir wissen, daß sie ursprünglich eine Bretterbude gewesen ist. Nach einigen Jahren wurde ein Steinbau aufgeführt. Der Besucher ist beim Eintritt enttäuscht. Seinem Auge bietet sich nichts als ein unscheinbarer Saal ohne architektonischen Schmuck. Die Ausführung des Baues entspricht keineswegs den Vorstellungen des P. Remillieux. Da aber dem Stadtviertel eine große Entwicklung bevorsteht, wird die Kirche in wenigen Jahren nicht mehr ausreichen, und es besteht die Hoffnung, daß die Nachfolger des P. Remillieux seinen Wunsch nach einer Kirche verwirklichen werden, wo der Altar in der Mitte des Raumes aufgestellt ist und die Gläubigen sich also um ihn scharen können (etwa so, wie es auf der Weltausstellung 1937 im päpstlichen Pavillon gezeigt wurde). In seinem jetzigen Zustande hat der Raum den Vorteil, durch nichts verunstaltet zu sein, was geeignet wäre, die Aufmerksamkeit vom Altar abzulenken. Da kein Pfeiler die Sicht behindert, können alle Gläubigen den Altar sehen. Die Gemeindemitglieder sind so erzogen, daß sie in der Reihenfolge, wie sie ankommen, die ersten Bänke einnehmen, und die anderen schließen sich an. Der rückwärtige Teil beim Eingang wird durch Nachzügler nicht verstopft. Die Ordnung ist vollkommen, ohne daß Zwang angewendet werden müßte. Kein Stuhl wird hin und her

geschoben — und das ist gut so; denn der Wiederhall macht sich unangenehm bemerkbar; die mangelhafte Akustik wird erst besser, wenn die Kirche sich füllt. Ein Predigtstuhl ist nicht vorhanden; es wird vom Kommunionstisch aus gesprochen.

Besonders bemerkenswert sind der Altar und der Kommunionstisch. Der Altar ist ein ganz einfacher Tisch mit einem Kruzifix und zwei Leuchtern; die Kanontafeln liegen einfach flach da (ich habe mich davon überzeugen können, daß sie trotzdem benützbar sind). Ein Tabernakel fehlt, weil das heiligste Altarssakrament in einer der beiden Seitenkapellen aufbewahrt wird. (Die andere ist der heiligen Jungfrau geweiht und mit einer schönen Statue von Jacques Martin geschmückt.) Diese Raumanordnung entspricht bekanntlich am besten den kanonischen Vorschriften; für Kathedral- und Klosterkirchen wird sie so gefordert, und auch sonst ist sie erwünscht, sofern es die Verhältnisse erlauben.

Der Altar ist dem Volke zugewendet. Es ist nicht unbekannt, welche hitzigen Auseinandersetzungen diese Aufstellung unter den Gelehrten — und auch unter den anderen hervorgerufen hat. Gewisse dagegen erhobene Einwendungen können ohne weiteres für stichhaltig angesehen werden. Aus solchen Gründen ist die Vorsicht mancher sonst in der liturgischen Bewegung sehr aktiver Bischöfe leicht zu begreifen, wenn sie diese Aufstellung nur sehr zögernd zulassen. Es ist klar, daß ein Priester, der die heiligen Geheimnisse in mangelhafter Form feiert, eher übles Aufsehen erregt als Gutes wirkt,

wenn er mit dem Gesicht zum Volk zelebriert. Ebenso klar ist es auch, daß es geradezu kindisch wäre, zu denken, daß die liturgische Erneuerung mit dem Tage erreicht wäre, an dem der Altar den Gläubigen zugewendet würde. Das ist nicht das Wichtigste. Übrigens vermag kein noch so vortreffliches Verfahren ein derart vielfältiges Problem zu lösen.

Dies mußte vorerst festgestellt werden; es bleibt dann trotzdem die Tatsache, daß diese Aufstellungsart die Mitwirkung der Gläubigen wesentlich erleichtert. Es muß sofort als sonderbar auffallen, daß die Zurufe — z. B. im Dialog der Präfation — an Leute gerichtet werden, die sich im Rücken des Sprechers befinden, daß man den Gläubigen Lesungen hält und sich ihnen dabei nicht einmal zuwendet. Das liegt nicht im Sinne der Wahrheit. Die Gebärden des Zelebrierenden — wie z. B. die Bezeichnung der Gaben mit dem heiligen Kreuzzeichen, die in ihrer Bedeutung so wichtige kleine Elevation — können nur dann wirklich wahrgenommen werden, wenn er die Versammelten anblickt. Seine Stimme wird unvergleichlich besser gehört, und es wird mit mehr freudiger Bereitwilligkeit geantwortet, wenn man ihn die Worte sprechen sieht. Die Meßfeier mit dem Rücken zum Volk wird immer ein Hindernis für eine vollkommene Teilnahme der Gemeinde bilden.

Ist die Meßfeier mit Wendung zum Volke eigentlich zulässig? Vor mir liegt ein bedeutsamer historisch-kanonischer Bericht des Domherrn Michaud, Pfarrers und

Erzpriesters von Saint-Nizier in Lyon, gewidmet Sr. Eminenz, dem Kardinal Gerlier<sup>3</sup>. Er weist zuerst nach, daß die Meßfeier mit Wendung zum Volk die allgemeine Regel in Italien und außerhalb Italiens im Abendland war, untersucht dann die Gründe, warum dieser Brauch abgekommen ist, findet, daß es sich keineswegs um Gründe praktischer Notwendigkeit handelte, daß vielmehr eine Schwächung des Verständnisses für die Liturgie eingetreten war, und erörtert schließlich die Rechtslage. Der „Ritus servandus in celebratione missae“ enthält sowohl im römischen Meßbuch wie in dem für die Erzdiözese Lyon folgende Bestimmung:

Si altare sit ad orientem, versus populum, celebrans versa facie ad populum, non vertit humeros ad altare, cum dicturus est „Dominus vobiscum, Orate fratres, Ite missa est“, vel daturus benedictionem; sed, osculato altari in medio, ibi expansis et junctis manibus, ut supra, salutatur populum, et dat benedictionem<sup>4</sup>.

Die zum Volk gewendete Haltung ist demnach im Meßbuch selbst als normal vorgesehen. Überdies gibt es zum Volk gewendete Altäre in Rom, in Deutschland, in

---

<sup>3</sup> Erschienen in der Zeitschrift „Maison-Dieu“ Nr. 2, S. 93.

<sup>4</sup> Wenn der Altar zum Volke aufgestellt ist, darf der Zelebrierende ihm nicht den Rücken zukehren, wenn er sagt „Dominus vobiscum, Orate fratres, Ite missa est“, oder wenn er den Segen erteilt; sondern nach dem Altarkuß grüßt er von der Mitte aus mit ausgebreiteten und gefalteten Händen, wie oben, das Volk und gibt den Segen.

Belgien, Holland, im Norden Frankreichs und in Paris, und der Brauch, mit dem Gesicht zum Volk zu zelebrieren, besteht also tatsächlich, in Rom sogar mit Genehmigung des Kardinalvikars, anderswo mit Genehmigung des Ordinarius. Soll das etwa besagen, daß jeder Pfarrer sich auf den „*Ritus servandus*“ stützen und aus eigener Machtvollkommenheit einen Altar mit Blickrichtung zum Volk aufstellen kann? Nein, denn „der Bischof hat das erste Zelebrationsrecht an allen Altären seiner Diözese“, und „seine ausdrückliche oder stillschweigende Zustimmung ist unbedingt erforderlich“, wenn die heutzutage fast allgemein bestehende Gewohnheit aufgegeben werden soll. Der Verfasser zieht dann diese Schlußfolgerung: der Bischof habe zwar nicht das Recht, durch eine allgemeine und endgültige Verfügung die Meßfeier mit Wendung zum Volke absolut zu verbieten, da sie im Meßbuch vorgesehen ist, jedoch stehe ihm zu, dafür Regelungen zu treffen, z. B. sie auf besondere Anlässe wie Missionen u. ä. zu beschränken, oder sich die ausdrückliche Genehmigungspflicht für die Errichtung neuer Altäre nach solcher Anordnung vorzubehalten. Der Zweck dieser Beschränkung sei, zu vermeiden, daß es zu unüberlegten, allzu einseitigen Stellungnahmen komme, daß die Einrichtung unzureichend sei, daß es den Zeremonien an Würde fehle oder daß sonst lokal bedingte schwere Mängel aufträten. —

In Notre-Dame Saint-Alban ist die Frage durch die Genehmigung Sr. Eminenz des Kardinalerzbischofs ge-

regelt. Offensichtlich treten die Nachteile, die anderswo leicht bestehen können, hier gar nicht in Erscheinung. Im Gegenteil: Die Menge der Gläubigen folgt mit großer Aufmerksamkeit und viel Interesse dem heiligen Opfer und bildet mit ihrem Priester vorne am Altar eine Einheit.

Der Kommuniontisch hat hier wieder seine Eigenschaft als *Tisch* zurückerhalten. Er ist in einer gewissen Entfernung halbkreisförmig um den Altar aufgestellt und breit genug, daß ein ziemlich großes Tischtuch daraufgelegt werden kann. Man liest immer in den Erbauungsschriften die Worte von denen, „die das Glück haben, sich an den Tisch des Herrn zu setzen“, ein Ausdruck, der häufig und gerne in den Predigten über die Eucharistie gebraucht wird. Gewöhnlich *setzt* sich dort niemand nieder, man kniet vielmehr. Warum verwendet man trotzdem weiterhin diese Redewendung? Der Ausdruck an sich ist vortrefflich. Es ist ja der Abendmahlstisch, an dem die Zwölfe saßen, und an dem sich eine Zeitlang auch die ersten Christen niederließen. Hier in Notre-Dame Saint-Alban ist nun im Rahmen des Möglichen, d. h. bei den Messen an Wochentagen, die Wirklichkeit wiederhergestellt worden. Die Gläubigen stellen ihre Stühle rings um den Kommuniontisch, indem sie in gebührender Entfernung einen Kreis um den Altar bilden. Es können bis zu sechzehn sein. Wenn, wie es häufig vorkommt, mehr da sind, dann nehmen sie die zum Altar rechtwinklig stehenden Bänke ein. Selbstverständlich kniet man sich wie überall nieder, wenn

man die heilige Eucharistie empfängt... Ist nicht ein wenig Originalitätshascherei bei diesem Tisch im Spiele? Nein, es geht hier nur um das Streben nach Wahrheit, in der richtigen Wertung des Einflusses, den das äußere Bild auf Vorstellung und Gefühl ausübt. Diese Anordnung trägt jedenfalls wesentlich dazu bei, daß man das Empfinden hat, am Familientisch zu sitzen.

\*

Das gleiche Streben nach Wahrheit ist für das ganze Werk maßgebend. Woran denkt eigentlich diese gestaltlose Masse, die man sonntags zur Stunde der Messe in der Kirche sieht? Was weiß sie? Wie sollte es ihr gelingen, die göttlichen Geheimnisse zu durchdringen, ohne etwas von den Worten, die der Priester sagt, zu verstehen, ohne den Schlüssel zu besitzen, der ihr den Sinn für seine Gebärden eröffnet? Welche Kenntnis hat sie von der Heiligen Schrift, mit der die liturgischen Texte durchtränkt sind? Für die überwiegende Zahl aller Fälle ist die Antwort auf alle diese Fragen leider negativ. P. Remillieux hat sich vom ersten Tage an intensiv damit befaßt, seine Gläubigengemeinde zu belehren. Das war eine zähe Arbeit, die Jahre in Anspruch genommen hat und jedesmal wieder einsetzt, wenn Neulinge zu seiner Gemeinde hinzukommen. In der „Religiösen Woche für die Familie“ bringen jedesmal einige Worte den Geist der liturgischen Zeit, in der man sich gerade befindet, in Erinnerung, zugleich den allgemeinen Sinn des kommenden Sonntags. Diese Erläuterungen werden

in anderer Form nochmals vor dem Gottesdienst mündlich wiederholt. An den Freitag- und Sonntagabenden hält P. Remillieux Andachten ab, bei welchen den Kern seiner Ansprachen der Heiligen Schrift entnommene Gedanken bilden in der Art, wie sie die Kirche im heiligen Offizium vorlegt. Natürlich besitzen alle Mitglieder der geistlichen Familie ein vollständiges Meßbuch, und sie sind auch fähig, sich seiner richtig zu bedienen. Das ist das Ergebnis einer langen Erziehung. Übrigens verläßt man sich auf das Meßbuch nicht mehr als unbedingt erforderlich. „*Fides ex auditu*“, das weiß man sehr wohl und auch, daß nichts die lebendige Auslegung ersetzen kann. Deshalb wird auch reichlich davon Gebrauch gemacht. P. Remillieux bedarf — zumindest jetzt — keiner gelehrten Studien, um die Messe zu erklären. (Allerdings bereitet er jeden Samstagabend die Liturgie des nächsten Tages sehr sorgfältig vor.) Selten habe ich so sehr den Eindruck gehabt, daß eine Predigt von der Fülle innerer Gesichte überströmt, als wenn ich ihn sprechen hörte. Was er sagt, ist geradezu der Ausdruck, das Ergebnis einer Obsession, die Frucht völliger Ergriffenheit von der Sache. Es ist ihm einfach unmöglich, nicht mitzuteilen, was ihn so tief bewegt. Man fühlt, daß es ihn nötigt, seiner Überzeugung, seiner Bewunderung Ausdruck zu verleihen. Er will das Verständnis für die heiligen Mysterien wecken und in den Herzen die Glut für sie entfachen. Er will, daß mit der Kirche, im Geiste der Kirche gebetet werde. „Er glaubt daran.“ Weil es einem so stark zu Bewußtsein kommt,

wie sehr er daran glaubt und wie tief erschütternd das ist, verzeiht man ihm auch gerne manche Längen und Wiederholungen, wozu ihn sein Eifer manchmal hinreißt.

Während der Woche sind täglich zwei Messen, die eine um 6.15 Uhr, die andere um 7 Uhr. An Tagen ohne Sonderzeremonien (wie z. B. Beerdigungsfeierlichkeiten) nehmen an diesen beiden Messen zusammen zwischen dreißig bis fünfzig Personen teil, die, wie ich es näher beschrieben habe, um den Altar geschart sind. Manchmal, wenn sich vorübergehend ein Priester zu Besuch hier aufhält, wird noch eine andere Messe um 7.40 Uhr gelesen. Niemals wird eine Messe an einem Seitenaltar zelebriert, während der Gemeinschaftsaltar besetzt ist. P. Remillieux würde eher auf die Feier des Meßopfers verzichten, als sich dem Brauch der „privaten“ Messen zu fügen. Nichts ist nämlich seiner ganzen Natur nach weniger privat als die Messe! Sie ist wesensmäßig etwas Öffentliches, Soziales, eine Angelegenheit der gesamten Christenheit, die zur Einheit zusammengefügt ist, um das Opfer Christi im gemeinsamen Gedenken des Abendmahls darzubringen. Es ist unumgänglich nötig, ihr — der Messe — diesen Charakter wiederzugeben, damit die Christengemeinde von neuem zum Bewußtsein ihrer tiefen Zusammengehörigkeit komme. Wenn man aber der Messe diese Eigenschaft nimmt, dann heißt das nichts anderes, als die Verzettelung in eine Vielheit von Andachtsübungen zu begünstigen, die nur ganz unklar zum Vater im Himmel emporstreben; dann heißt das

letztlich, die Verehrung der Eucharistie selbst zu vernichten.

Aus diesen Erwägungen heraus wird jede Messe zur Gemeinschaftsmesse und, wenn angängig, feierlich ausgestaltet. An den gewöhnlichen Tagen antworten die Gläubigen dem Priester all das, was ihnen zusteht, und sprechen mit ihm das *Gloria*, das *Credo*, sofern es für die jeweilige Messe vorgeschrieben ist, das *Sanctus*, das *Agnus Dei* und das *Domine, non sum dignus*, desgleichen auch die Antiphonen des Introitus, des Offertorius und der Kommunion, das Graduale und das Alleluja. Sowie es ein nur irgendwie bedeutsameres Fest gibt (Herren-, Muttergottes-, Apöstellfest usw.), wird die Messe von 6,15 Uhr um einige Minuten vorverlegt, und sie wird dann gesungen. Da es natürlich unmöglich ist, die Proprien in ihrer eigentlichen musikalischen Notierung zu singen, werden sie auf einer einzigen Note psalmodiert.

Am Sonntag wird die Gemeinschaftsmesse um 8 Uhr gesungen. Die Kirche ist voll. Die Gläubigen können selbstverständlich nicht am Kommuniontisch Platz nehmen, aber von allen Seiten verfolgen sie die ihnen sichtbaren Zeremonien. Viele Wege sind seit den Anfängen beschritten worden, damit eine bessere Beteiligung erreicht werde. In der ersten Zeit, als die Zahl der Getreuen noch gering war, wurde französisch gesungen, d. h. gregorianische Messen, unterlegt mit französischen Worten. Jetzt wird französisch nur mehr während der Prozessionen des Offertorius oder der Kommunion

oder nach der Messe gesungen, die Messe selbst wird nicht angetastet. Es erscheint auch nicht mehr erforderlich, andere Worte zu verwenden als jene, die den Meßtext bilden, damit die Teilnahme lebens- und verständnisvoller werde. Selbst bei diesen Sonntagsmessen wird das Proprium auf einer einzigen Note gesungen; denn die Menge ist nicht imstande, die gregorianischen Melodien richtig zu bringen, und eine „schola“ (ein Kirchenchor) wird nicht gewünscht, da die Gläubigen sich dann begnügen, zuzuhören und mehr träumen als beten würden. Das Ordinarium der Messe schien mir noch recht mittelmäßig ausgeführt zu sein. Die Gläubigen singen zwar größtenteils, jedoch in einer Art, die noch gründliche Verbesserung erheischt. Daran wird nun auch tüchtig gearbeitet.

\*

Nach dieser allgemeinen Übersicht wollen wir zu den Einzelheiten übergehen und die Messe vom Beginn an behandeln. Wir werden dann das Streben nach Wahrheit in Notre-Dame Saint-Alban besser verstehen. Der Priester kommt zum Altar. Bei seinem Eintritt stehen die Anwesenden. Chorknaben werden nicht als Meßdiener verwendet. Zwei große junge Leute (meist aus den Wandergruppen), in Alben gekleidet, versehen den Meßdienst. Immer, wenn dies möglich ist, läßt P. Remillieux die Gemeinschaftsmesse von einem anderen Priester zelebrieren, damit er selbst unter dem Volk sein kann. Er trägt dann eine Albe mit der Diakonsstola. (Der Priester, der die Gläubigen zur Teilnahme anregt, versieht ja auch

tatsächlich die Funktion eines Diakons.) Er hat die Gläubigen am Eingang der Kirche in Empfang genommen und hat ihnen die Plätze in den ersten freien Reihen angewiesen.

Manchmal werden die Staffelgebete abwechselnd mit den Versammelten gesprochen. Aber es handelt sich in diesem Falle um eine feierliche Messe, und da werden die Gebete im Wechsel zwischen Zelebrans und Meßdienern gesprochen, während im Kirchenschiff der Sinn des *Introitus* erklärt und sein Text auf französisch wiedergegeben wird.

Der *Introitus* wird von der Menge zu gleicher Zeit mit dem Priester auf einer einzigen Note gesungen. Er ist ein Eingangs- und Gemeinschaftsgesang. Die Menge steht und bleibt bis zur Epistel stehen.

Das *Kyrie* wird gregorianisch von allen gesungen, wobei die eine Hälfte der Gläubigen der anderen antwortet. Das gleiche gilt für das *Gloria*. Vor dem Singen der *Oration (Collecta)* wird davon eine französische Übersetzung gegeben mit einer allenfalls erforderlichen kurzen Erklärung. Man mag einwenden, daß diese „kleinen Bemerkungen“ auch vor der Messe gemacht werden könnten... Es ist aber leider so, daß dann die Gläubigen nicht da sind. In Notre-Dame Saint-Alban hat man genau so wie anderswo mit ihnen seine liebe Last, da sie gerne zu spät kommen. Wir wollen doch nicht vergessen, daß die Katechumenenmesse zum großen Teil ein Unterricht ist, und es ist nicht angebracht, den wahren Nutzen der Gläubigen (die häufig den Katechumenen des Urchristen-

tums so nahe sind!) einem falsch verstandenen Hieratismus zu opfern. Ist nicht gerade die Vormesse die „evangelische“ Liturgie<sup>5</sup>? Die Anwesenden antworten natürlich auf den Gesang des *Dominus vobiscum* und auf das Ende der Orationen.

Während der *Epistel* setzen sich alle nieder. Auch hier sind ein paar erklärende Worte nötig: Wie jedermann weiß, ist der Text oft schwer zu erfassen. P. Remillieux deutet den Sinn, dann singt der Zelebrans den Titel „*Lectio epistolae . . .*“ und fährt leise fort, während ein Akolyth auf die Gläubigen zutritt und auf französisch den Brief des hl. Paulus liest. Der Zelebrans beendet das Ganze, indem er die letzten Worte auf lateinisch singt, damit alle ihm antworten können: *Deo gratias*.

---

<sup>5</sup> Man wolle nun nicht über die Maßen erstaunt sein: das Konzil von Trient, dem übrigens in diesem Punkte wenig Folge geleistet wurde, hat nachstehende Vorschrift erlassen: „Wiewohl die Messe bedeutende Lehren für das gläubige Volk enthält, schien es den Konzilsvätern nicht zweckmäßig zu sein, den allgemeinen Gebrauch der Volkssprachen zur Meßfeier zuzulassen. Aber aus Besorgnis, die Lämmer Christi könnten Hunger leiden und die Kinder Brot verlangen, ohne daß einer da wäre, es ihnen zu brechen, weist das heilige Konzil die Pfarrer und alle jene, denen die Sorge für die Seelen obliegt, an, häufig während der Meßfeier (inter *Missarum celebrationem*), hauptsächlich aber an Sonn- und Festtagen, eine ihrer Lesungen entweder selbst auszulegen oder durch andere auslegen zu lassen und den Sinn des einen oder des anderen Ritus des hochheiligen Opfers zu erklären.“

Vergleiche zu dieser Frage den hervorragenden Artikel des Abbé Martimort „Die Lehren einer Untersuchung“ (letzte Seiten) in „*La Maison-Dieu*“ Nr. 11.

Beim *Evangelium* wird ebenso verfahren, nachdem die Menge recto tono mit dem Priester das Graduale und das Alleluja gesungen hat. Vor der Verlesung des Evangeliums, diesmal durch einen anderen Akolythen, legt P. Remillieux die darin enthaltene Lehre dar. Jedes Wort des Textes findet dann einen viel nachhaltigeren Wiederhall bei den Zuhörern.

Unmittelbar darauf wird im Stehen gemeinschaftlich das *Credo* gesungen.

Vor dem Beginn des eigentlichen Opfers verkündet P. Remillieux die Intention oder die Intentionen, in denen es dargebracht wird, gibt die pfarramtlichen Hinweise und fordert die Anwesenden auf, entsprechend dem Geist der Liturgie des Kirchenjahres, mit Inbrunst die heiligen Mysterien zu begehen.

Alles wendet sich hierauf dem rückwärtigen Teil der Kirche zu, wo sich auf einem Tisch die Opfergaben befinden. Außer dem Brot und dem Wein gibt es da auch „geistliche Opfergaben“, die in eine Schale gelegt sind. Jene Pfarrkinder, die das wünschen, haben in einen auf ihren Namen lautenden Umschlag ein Blatt Papier gesteckt, auf welchem sie mit wenigen Worten ausdrücken, was sie Gott durch Christus darbringen möchten. Nach der Zeremonie wird ihnen der Umschlag wieder zurückgegeben. Manchmal gibt es auch Opfergaben anderer Art: so habe ich in der Sommerzeit einige Weintrauben gesehen, an einem Taufstage das weiße Kleid. In Prozession bringen P. Remillieux, die Akolythen und, falls erforderlich, ein weiterer Laie die Opfergaben zum

Altar, während die Menge „Ubi caritas et amor“ singt und mit den Augen und dem Herzen den Weg der Gaben verfolgt. Der Zelebrans nimmt in Empfang, was als Opfermaterie dienen soll. Zu seiner Rechten werden die anderen Gaben aufgestellt, die er nachher segnen wird.

Im Wechselgesang vor der Präfation antworten alle Anwesenden. Das *Sanctus* wird in zwei Chören vorgetragen. Dann beginnt der Kanon. Er wird vom Zelebrans keineswegs mit unvernehmbarer Stimme gesprochen. Freilich, man hält sich an die Rubrik, die ihn „*submissa voce*“ vorschreibt, d. h. mit nicht schallender Stimme, die im Gegensatz zu dem Übrigen steht; aber mit der tiefen inneren Sammlung, welche dieser Meßteil verlangt, kann jeder, der im Besitze eines Buches ist, die verschiedenen Abschnitte des großen eucharistischen Gebetes verfolgen. Das ist um so leichter möglich, als es getragen und ehrfurchtsvoll gesprochen wird und die Gebärden erkenntlich und bedeutungsvoll sind. Wenn der Priester nach jedem der beiden Memento eine kurze Pause macht, erheben sich Stimmen aus der Menge: „Gedenke, o Herr, des...“. Wie vorher die Prozession der Opfergaben eine Wiederherstellung der Prozession in den schönsten Zeiten der Liturgie war, so stellen diese Mementos jetzt die antike Lesung der Diptychen<sup>6</sup> wieder her. Während des ganzen Kanon gibt es natürlich kein Orgelspiel,

---

<sup>6</sup> D. s. die Verzeichnisse der Bischöfe und Gläubigen, für welche die Gemeinde betete. (Der Übersetzer.)

keinen Gesang und besonders auch kein *Adoro te* nach der Wandlung! ... „*Unde et memores ... offerimus ...*“: es ist jetzt nicht der Augenblick, Christus zu verehren, nun bringen wir ihn als Opfer dar! Während des Kanons knien alle.

Gegen Ende, bei den Worten „*Per quem haec omnia*“ macht der Zelebrans das Kreuzzeichen über die zu seiner Rechten befindlichen Opfergaben. Es hat nämlich wirklich keinen Sinn, den Leib und das Blut Christi zu segnen! Unter „alle diese Gaben“, die von Christus „erschaffen, geheiligt, belebt, gesegnet und uns gewährt“ sind, können nur irdische Dinge verstanden werden. Man weiß ja auch, daß dieser Satz der einzige Überrest einer ehemaligen Formel der Segnung von Naturgaben ist, die an dieser Stelle erfolgte.

Beim *Pater noster* erheben sich alle und bleiben bis zum Ende des *Agnus Dei* stehen.

Vor der *Kommunion* läßt man das *Confiteor* und das *Misereatur* wegfallen. Diese Formeln sind im Meßbuch nicht enthalten. Die Vergebung der Sünden ist in dieser Form schon ganz am Anfang der Messe erteilt worden. Es liegt kein Grund vor, sie vor der *Kommunion* zu wiederholen, da diese doch die totale Teilnahme am Opfer ist<sup>7</sup>.

Die *Kommunion der Gläubigen* geht nun in vollkommener Ordnung vor sich. Sehr bemerkenswert und für

---

<sup>7</sup> Vgl. P. P. Parsch „Die heilige Messe, erklärt in ihrer Geschichte und Liturgie.“ S. 268–269.

Notre-Dame Saint-Alban besonders charakteristisch ist, daß während der ganzen Kommunionprozession — die sehr lange dauert, weil viele, d. h. fast alle Anwesenden kommunizieren — von der Menge gesungen wird. Man singt das Magnifikat, französische Kirchenlieder — bis kurz vor dem Empfang der Eucharistie. Für individualistische Frömmigkeit und jene „Andacht“, die meist nur auf eine Absonderung hinausläuft, ist hier kein Platz. Die gesamte Kirche kommuniziert hier, indem sie ihrer Freude in der Liebe singend Ausdruck verleiht. Die Priester, welche das heilige Sakrament spenden, sprechen deutlich vor jedem die Formel: „*Corpus Domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam in vitam aeternam*“, und die meisten Kommunizierenden antworten „Amen“, wie es zur Zeit der Kirchenväter üblich war. Eine ergreifende Einzelheit ist folgendes: Wenn P. Remillieux die Person kennt, der er die Kommunion spendet, nennt er sie bei ihrem Taufnamen, z. B.: „*Johannes, Corpus Domini . . .*“

Die Kommunionantiphon wird recto tono von den Anwesenden mit dem Priester gesungen. Während der Postcommunio bleiben alle stehen und beugen beim Schlußsegen ihr Haupt. Dann stimmt der Zelebrans nach dem Gruß ans Volk und seiner Antwort darauf das Schlußevangelium (nach dem hl. Johannes) an, das er leise weiterliest. Während er in die Sakristei zurückkehrt, singt das Volk ein *Laudate* oder einen französischen Dankgesang.

All das sind gewiß Einzelheiten. Aber alle sind sie auf

dasselbe Ziel gerichtet, weil ihre Wahl demselben Bestreben entspringt, dem Bemühen nämlich, eine Gemeinschaft zu schaffen, eine Familie zu bilden, die betet, die einmütig betet, die ihr Gebet innerlich erfaßt und es als das Gebet der Kirche versteht. Diese Gemeinschaft ist wirklich aktiv, aktiv im Sinne der liturgischen Wahrheit.

Jede Einzelheit für sich genommen würde freilich nur ein Kuriositätsinteresse erregen, wenn sie nicht der Ausdruck für den Willen wäre, „dem Geiste und der Wahrheit nach“ den Kult zu verlebendigen, welchen die Kirche dem Vater schuldet und ihm durch Christus erweist. Wenn nicht hinter all dem eine Seele stünde, wenn es sich nur um mehr oder minder geistreiche Methoden handelte, dann wäre kein Erfolg zu verzeichnen und alle Versuche würden schnell zu der üblichen geist- und gefühllosen mechanischen Gewohnheit werden. Aber es ist eine Seele da, und sie ist die Seele des Hirten dieser Pfarre. Wegen seiner persönlichen Note, wegen des eigenen Tones, wenn er betet, wegen der inneren Wärme, wenn er erklärt, lebt, erschüttert und erregt alles, was er sagt und tut.

Man kann sagen: das sind persönliche Ansichten. Wenn P. Remillieux verschwindet, wird alles vergehen. Was soll das heißen? Etwa, daß keine Formel einen Wert an sich habe? Oder daß nichts Großes ohne Geist und Gemüt des Menschen geschehe? Das sind ja Binsenwahrheiten! Das Pfadfindertum ist ein sehr guter Weg, junge Menschen zu erziehen. Wenn der Gruppenführer diesen

Geist nicht mit Glauben und Liebe verkörpert, kann er sich noch so sehr bemühen, die Vorschriften seines Handbuches auszuführen, seine Gruppe wird doch unbedeutend bleiben. Die J. O. C.<sup>8</sup> bietet ein ausgezeichnetes Verfahren zur christlichen Durchdringung der Arbeiterklasse. Wenn die Militanten (Vorkämpfer) nicht vom Geiste eines Abbé Cardijn erfüllt sind, werden die Abteilungen nur dahinvegetieren. Die Liturgie ist ein wunderbarer Ausdruck des Lobes Gottes durch die christliche Gemeinde. Wenn sie unter rein formaler Achtung der Rubriken angewendet wird, erst recht aber, wenn sie in entweihender Weise verpfuscht und profaniert wird, dann wird sie zu einer leblosen Sache, von der man sich abwendet, um sich Kultformen zuzuwenden, die immer weniger „katholisch“, immer mehr individualistisch sind, bis man schließlich ganz einfach der Kirche den Rücken kehrt...

Wenn P. Remillieux einmal nicht mehr wäre, brähe dann sein ganzes Werk zusammen? Das könnte wohl eintreten, wenn ihm nicht ein anderer P. Remillieux nachfolgte, d. h. also ein Priester, der wie er von der Heiligkeit des Priesteramtes durchdrungen ist. Es wird aber zu keinem Verfall kommen, ja das ganze Werk kann sich im Gegenteil noch in die Breite entwickeln, wenn dieselbe priesterliche Unruhe das Herz seines Nachfolgers beseelt. Ein Erfordernis muß er allerdings

---

<sup>8</sup> In Deutschland die C. A. J. (Christliche Arbeiterjugend).  
(Der Übersetzer.)

erfüllen, damit der Erfolg auf dem einmal eingeschlagenen Wege erreicht wird: er muß Priester Jesu Christi sein, Priester der Universalkirche; er muß seine Aufgabe als Mittler ernst nehmen, der dafür zu sorgen hat, daß der Strom zweifach fließe, daß die Anbetung des Volkes aufsteige und das göttliche Leben herabsteige — er muß daran glauben mit der ganzen Inbrunst der Seele und seinen Glauben in jedem seiner Worte und Gebärden Gestalt werden lassen, indem er vertrauensvoll ihre Wahl der Kirche überläßt, deren Diener er ist. Dieser Glaube ist es, der die ganze liturgische Aktivität in Notre-Dame Saint-Alban bestimmt. Warum kann das nicht überall so sein? Die Durchführungsart könnte wechseln, denn die Persönlichkeiten und die Pfarren sind verschieden. Selbst hier ist alles in ständiger Entwicklung begriffen, d. h. man ist unablässig auf der Suche nach Verbesserungen. Man legt nicht so sehr Wert auf etwa liebgewordene Methoden, die man dann nicht gerne aufgeben möchte, nein, nur das Ziel ist entscheidend. Wie ist es möglich, daß von ferne kommende Gläubige beim Fortgehen betrübt ausrufen: „Warum ist es nicht überall so wie hier?“ — das heißt: Warum ist nicht überall die Messe so durchlebt, verstanden, voller Gemeinschaftsgeist, so katholisch mit einem Wort? Gott sei Dank gibt es jetzt schon viele Kirchen, aus denen man mit den gleichen Worten hinausgeht. Möchten sie doch so zahlreich werden, daß der Wunsch keine Berechtigung mehr hätte!

## Über den Bibelunterricht

Alle jene, die versuchen, die Gläubigen zu einer größeren Beteiligung am Gottesdienst zu bewegen, bemerken bald, daß es dem christlichen Volke an einer wichtigen Voraussetzung fehlt: der Kenntnis der Bibel. Selbst die Besten kennen die Heilige Schrift nicht, und zwar nicht bloß das Alte Testament, sondern auch das Neue Testament nicht. Ich habe öfter in Gruppen der Katholischen Aktion, in Knaben- oder Mädchengymnasien Umfrage gehalten, wer das Neue Testament ganz gelesen habe. Mit ganz geringen Ausnahmen — 1 v. H. ist das Maximum! — war die Antwort negativ. Fast niemand hat die Apostelgeschichte, die Apostelbriefe gelesen, und recht selten sind jene, welche die Evangelien oder auch nur ein einziges ganz gelesen haben. Allerdings ist wenigstens auf letzterem Gebiete ein Fortschritt zu verzeichnen dank den Sonderbestrebungen der Katholischen Aktion und der Evangelienauslegung in den Studienkreisen. Doch sind noch viele Lücken zu füllen. Um so mehr sind die Bücher des Alten Testaments vollkommen unbekannt. Dabei handelt es sich, wie wir unterstreichen müssen, um Katholiken mit lebendigem Glauben, die häufig zur Kommunion gehen, die fromme Bücher, wie die Nachfolge Christi, lesen.

Es ist bekannt, daß die Texte und Riten der Liturgie unverständlich sind ohne Bezugnahme auf die Ergebnisse der Bibel. Wie soll man beispielsweise das Ostermysterium, die Riten der Taufwasserweihe, die

Taufriten, die Messe selbst und das Kernstück des Kirchenjahres, das sich vom Gründonnerstag bis Pfingsten erstreckt, verstehen, ohne die ägyptische Gefangenschaft des jüdischen Volkes zu kennen oder die zehnte Plage, die jedes Haus betraf, das nicht mit dem Blute des Lammes gezeichnet war, den Zug durchs Rote Meer, das Ostermahl bei den Juden usw...? Viele Gläubige haben deshalb Schwierigkeiten, in ihrem Meßbuch den Sinn einer Epistel des hl. Paulus zu erfassen, weil sie nicht imstande sind, sie in ihren Zusammenhang hineinzustellen, und weil ihr Verständnis viele Tatsachen der jüdischen Geschichte als bekannt voraussetzt.

Wenn man vermeiden will, daß die Wiederherstellung der Liturgie eine nüchterne archäologische Maßnahme sei, sondern wünscht, daß sie zu einer geistlichen Erneuerung für die christlichen Gemeinden und für jedes seiner Mitglieder werde, dann muß sie mit einer Erneuerung der Bibelkenntnis Hand in Hand gehen<sup>9</sup>.

Das hat P. Remillieux sehr wohl verstanden.

Er ist mit Recht davon überzeugt, daß die Vormesse teilweise im Hinblick auf die Unterrichtung der Unwissenden aufgebaut ist, daß die Schrifttexte, die in dieser Einführung zum Opfer so reichlich vorkommen, zu

---

<sup>9</sup> Dieses Thema ist von P. Morin in seiner Schrift „Für eine pastoralliturgische Bewegung“ in der Sammlung „Clarté-Dieu“ und noch allgemeiner in den Berichten von Vanves 1944 „Studien zur Pastoralliturgie“ behandelt. Das „Centre de Pastorale liturgique“ gibt eine Schriftenreihe „Bibel und Meßbuch“ heraus, die der Verbreitung dieser Gedanken gewidmet ist.

diesem Unterricht verwendet werden müssen, und daß die Gläubigen keinen großen Nutzen daraus schöpfen, wenn man sie ihnen nicht erklärt. Deshalb sagt der Diakon (d. h. P. Remillieux selbst, wenn er nicht zelebriert, oder ein anderer nichtzelebrierender Priester) vor dem Introitus, vor der Epistel und vor dem Evangelium einige erklärende Worte, wie wir dies beschrieben haben. Werden hierauf Epistel und Evangelium in französischer Sprache gut verlesen, dann kann die in ihnen enthaltene Lehre sich voll auswirken.

An Sonn- und Festtagen wird abends die Vesper gefeiert. Dazu finden sich zwischen zwanzig bis vierzig Personen ein, die natürlich im Vorderteil des Schiffes um das Harmonium geschart sind. Summarisch werden da entweder die Psalmen, die Antiphonen oder Hymnen gedeutet. Nach dem Offizium und vor dem Segen mit dem Allerheiligsten wird manchmal die Epistel vom Morgen wiederholt.

Jeden Freitagabend wird die Komplet gesungen und das Evangelium erklärt. P. Remillieux hat achtzehn Jahre zäh arbeiten müssen, bis er den Gläubigen so die Evangelien zu Gehör bringen und alle zu ihrem Verständnis erforderlichen Bemerkungen hinzufügen konnte. „Oft entdeckt man“, wie er sagt, „ganz unerwartet erhabene Schönheiten. Der Priester selbst, der mit Liebe das sagt, was er doch schon weiß, wird häufig so davon ergriffen, wie wenn er es das erste Mal ausspräche.“

Ein Betpult in Gestalt eines Tisches ist in der Sakra-

mentskapelle vor dem Allerheiligsten aufgestellt. Dort liegt ein vollständiges Exemplar der Heiligen Schrift. Den Gläubigen ist es freigestellt, darin zu lesen, wenn sie der heiligen Eucharistie ihren Besuch machen. P. Remillieux ist dabei, einige handschriftliche Anmerkungen hinzuzufügen, damit die am Sonntag oder am Freitag erklärten Texte von jenen, die solcherart die Bibel lesen kommen, in ihrem Zusammenhang verstanden werden können.

Der Erfolg scheint leider noch nicht den gemachten Anstrengungen zu entsprechen, und die Gläubigen sind noch weit davon entfernt, das ganze Ausmaß ihrer Bibelunkenntnis zu erfassen.

## Über die Liturgie in Wien (Die Klosterneuburger Liturgie)

In der Pfarre St. Gertrud in einem nördlichen Vorort Wiens hat P. Pius Parsch, Augustinermönch von Klosterneuburg, die Volksliturgie in einer Weise wiederhergestellt, die viele Berührungspunkte mit der von Notre-Dame Saint-Alban hat. Sie hat in unzähligen österreichischen und deutschen Pfarren Aufnahme gefunden. „La Maison-Dieu“ hat in Nr. 7 (S. 56—57) darüber berichtet. Hier folgen einige Auszüge aus dieser Darstellung. Die Ähnlichkeit ist sehr interessant. Zu beachten ist, daß P. Remillieux sich viel in deutschen liturgischen Kreisen bewegt hat.

„Der Introitus ist der Eintritt des Priesters und der Meßgehilfen. Der Chor und die Versammlung der Gläubigen singen abwechselnd die Introitusantiphon in Form eines sehr einfachen Rezitativs und einige Psalmenverse in der Volkssprache. Inzwischen hat der Priester den Altar erreicht, die Staffelpgebete gesprochen und den Altar inzensiert. Der Chor und die Gemeinde singen das *Kyrie* und das *Gloria*. Die Grußworte *Dominus vobiscum*, für die sich der Priester nicht umdreht, da er dem Volk zugewendet ist, sowie die Antwort darauf werden lateinisch gesprochen. Der Priester singt das *Oremus*. Darauf folgt ein Augenblick der Stille für die *oratio collecta*. Ein Vorleser trägt dann die Übersetzung dieses Kirchengebetes vor. Der Priester singt die letzten Worte davon auf lateinisch. Die *Epistel* wird in der

Volkssprache von einem Lektor vom Ambo aus gesungen. Das *Graduale* wird wiederum auf einem sehr einfachen Rezitativton in seinem ursprünglichen Umfang wechselweise vom Chor und der Versammlung gesungen, so auch das *Alleluja* mit seinem Vers. Der Priester liest leise für sich die lateinischen Texte einschließlich des Evangeliums; dann trägt er in feierlicher Prozession das Evangelienbuch mitten durch die Kirche zum Ambo, um von dort aus das Evangelium in der Volkssprache zu verkünden und eine Homilie darüber zu halten. Beim Offertorium werden zwischen die Wiederholungen der Antiphon die alten Verse eingeschaltet. Es werden nicht nur die Altarbröte und der Wein, sondern auch Gaben *in natura* für die Bedürfnisse der Gemeinde oder andere Erfordernisse der Nächstenliebe gebracht. Die Sekret wird vom Lektor gelesen. Das *Per Dominum* auf lateinisch eröffnet die lateinisch gesungene Präfation, auf die alle mit dem lateinischen *Sanctus-Benedictus* antworten. Der Priester wartet das Ende dieses Gesanges ab, dann spricht er den Kanon. Beim *Memento* nennt der Lektor einige Namen. Die Doxologie („Per Ipsum...“) wird laut gesprochen; sie geht über in das gesungene *Per omnia...* Im Augenblick des Friedenskusses wird der Friede mit dem Instrument des Friedens gegeben.“

### III

#### Die Taufe

Gibt es in der Liturgie der Sakramente eine Liturgie, die mehr verunglimpft wird als die Taufe? Was hat man aus diesem Sakrament der christlichen Einweihung gemacht, durch das die Gemeinschaft der Kinder Gottes gebildet wird?

Es gibt kaum etwas Betrüblicheres für jemanden, der die Bedeutung der Taufe kennt, nichts, was einem, dem sie unbekannt ist, lächerlicher scheinen mag als diese Zeremonien, die, ihrer erhabenen Größe entkleidet, eilig in einem Kirchenwinkel erledigt werden. Gleichgültig nehmen ein paar Leute daran teil, die nichts davon verstehen, und der Priester selbst scheint, von der Ungeduld des Sakristans angesteckt, keinen anderen Gedanken zu haben, als möglichst schnell fertig zu werden.

Wir treiben tatsächlich Mißbrauch mit dem Vertrauen in die Wirksamkeit „ex opere operato“! Wir begnügen uns allzu leicht mit der Gültigkeit des Aktes... Wir vernachlässigen Verpflichtungen, die sich aus dem Buchstaben und dem Geist des Gesetzes ergeben — Verpflichtungen gegenüber dem Volk und der Zeremonie selbst, und gerade durch diesen Mangel geben wir der Öffentlichkeit Anlaß, unser Christentum zu verachten. Wenn man uns amtieren sieht, muß jeder die Überzeugung gewinnen, daß Christ-sein nicht viel bedeuten

kann, da man durch eine so unscheinbare Formalität Christ werden kann...

Man wird wie bei einer beliebigen Verwaltungsbehörde förmlich, bestenfalls mit einem freundlichen Lächeln empfangen. Die Taufkapelle ist dunkel, häufig mit Gegenständen verstellt, die gar nicht dorthin gehören, manchmal ausgesprochen schmutzig. Die „weiße“ Stola und das „weiße“ Taufmützchen zeigen durchaus nicht jene leuchtende Farbe, welche die Freude der Kirche oder die Unschuld des Täuflings ausdrücken sollen. Die praktisch Ungläubigen sind hier oft in der Überzahl; es wäre eine einmalige Gelegenheit für einen Evangelisationsversuch an diesen Leuten. Es wird einfach nicht daran gedacht, und die Formeln werden in einem unverständlichen Gemurmelt heruntergeleiert. Wieviel Kirchen gibt es doch, in denen dieses trübe Bild den Tatsachen entspricht!

\*

Welche Kenntnisse haben die meisten Leute von der Taufe, die sie für ihre Kinder erbitten? Es genügt, sie anzuhören oder sie zu fragen, um es zu erfahren. Ihre Sorglosigkeit ist manchmal so groß, daß sie in ihrer Einfalt ihre innersten Gedanken achtlos preisgeben; so sehr sind sie überzeugt, daß ihre Anschauung richtig ist, und daß es darüber hinaus keine Probleme gibt. Sie wollen, daß ihr Kind getauft wird, weil sie selber so erzogen worden sind, weil ihr Kind vielleicht Unannehmlichkeiten in der Zukunft hätte, wenn es nicht getauft wäre, schließlich weil die Taufe ein Ereignis ist, das

eben zum Familienleben gehört. Der Wunsch, dem Kind einen Pate und eine Patin zu verschaffen, spielt eine maßgebliche Rolle bei diesem Schritt. Ein Pate und eine Patin! Die sind fast wichtiger als ein Großvater und eine Großmutter. Bedauernswert das Kind, das sie nicht aufzuweisen hat . . . Welches sind nun die Beweggründe? Tradition oder der Wunsch, eine Quelle für Geschenke zu besitzen? . . . Das eine wie das andere zweifellos. Die Taufe ist also wesensmäßig ein Familienfest. Sie ist ein ganz besonderes Ereignis wegen der Menge Leute, die eingeladen sind. Die ganze Zeremonie wird nur als Anlaß zu dieser Einladung angesehen. Pate und Patin müssen gemeinsam kommen, die Mutter muß das Haus in Ordnung bringen und die Mahlzeit für die Gäste zubereiten können. Selbst in den schweren Kriegszeiten ist die Tradition des guten Mahls kaum angetastet und der Schwarzmarkt gründlich für diese Gelegenheit ausgenützt worden. Die Taufe wird daher so lange hinausgeschoben, bis diese wesentlichen Bedingungen erfüllt sind: drei, vier oder fünf Monate, manchmal noch länger, es kommt ja nicht so darauf an. Man wünscht — man fordert, daß die Taufe um 11 Uhr stattfinde. Das ist die durch die Gewohnheit geheiligte Stunde. Man kann dann mittags wieder daheim sein, und um 1 Uhr wird gegessen. Die Mutter kommt nicht mit, weil sie viel zuviel im Haus zu tun hat . . .

Das sind die Tatsachen, denen sich sehr oft die Pfarrgeistlichen gegenübersehen, wenn sie um die Spendung der Taufe gebeten werden. Wenn sie sich ohne Einwand

darauf einlassen und sich dieser üblen Sitte fügen, dann kommt es zu der peinlichen serienhaften Erledigung der Taufen zwischen 11 und 12 Uhr: kein Mensch scheint einen Begriff von der religiösen Zeremonie zu haben; alle wünschen nur, daß sie möglichst rasch vonstatten gehe. Die Anwesenden achten überhaupt nur auf einen Ritus: die Darreichung des Salzes, um zu beobachten, ob das Kind weint oder nicht. Das ist ein jämmerlicher Mummenschanz, eine widerwärtige Herabwürdigung einer Zeremonie, auf welche das christliche Altertum so großen Wert legte, daß es sie über Wochen dauern ließ, sie mit Feierlichkeiten umgab und die ganze Gemeinde zur Teilnahme daran aufrief. Wird ein so erhabenes Amt so schlecht ausgeübt, dann trägt es zur Entchristlichung bei: es gibt Anlaß und Berechtigung zu dem Ausspruch, daß die Religion eine tote Sache sei, da sie sich mit einem solchen Formelkram begnügt.

Was soll man da noch zu den Taufen sagen, die in gewissen Krankenhäusern und Entbindungs-Anstalten zahlreicher Städte „serienweise“ verabreicht werden? Wir sind mitten im schönsten heidnischen Ritualismus. Die Sache wird noch schlimmer dadurch, daß die Pfarrei des kleinen Täuflings häufig gar keine Kenntnis von dem Zuwachs erlangt und sich dieses neuen Christen also nicht annehmen kann. Das kanonische Recht verlangt wohl, daß ihr der Taufakt mitgeteilt werde; aber meistens geschieht diese Mitteilung pauschal alle zwei oder drei Jahre, also zu einem Zeitpunkt, in dem man die Familien nicht mehr in der

psychischen Bereitschaft findet, in der man sie zur Zeit der Taufe angetroffen hätte.

\*

In Notre-Dame Saint-Alban hat P. Remillieux durch seine Haltung und seine Forderungen unaufhörlich gegen diese Entwertung des Taufsakramentes angekämpft. Sein Beispiel, das, Gott sei Dank, nicht vereinzelt geblieben ist, beweist, daß es möglich ist, diesem Sakrament seine Eigenart und seine Größe wiederzugeben und sich seiner zu bedienen, um den Familien in einem Augenblick näherzukommen, in dem sie besonders leicht zugänglich sind, wenn man sich nur ein wenig Mühe gibt.

In erster Linie wird großes Gewicht auf die Vorbereitungen mit den Eltern gelegt. Der Pfarrer stattet ihnen einen Besuch ab, interessiert sich für das Kleine, bringt sein väterliches Wohlwollen für die Familie zum Ausdruck. Es wird dann ein Termin für die Festlegung der Einzelheiten der Feierlichkeit vereinbart. Wenn dieser Augenblick gekommen ist, handelt es sich darum, ihnen den Sinn und die Bedeutungsschwere des Aktes, der nun vollzogen werden soll, verständlich zu machen. Das ist geradezu eine Katechese im kleinen. Hier ist die Gelegenheit gegeben, sie zum Nachdenken über Wahrheiten anzuregen, denen sie meist kaum begegnet sind. Man hat den Eindruck, sie hören diese Dinge zum ersten Male... Sie wissen lediglich, daß dem Kind ein Unglück zustoßen könnte, wenn es ohne Taufe stürbe... Welches Unglück? Sie wissen es nicht genau. Hier ist

wirklich eine einzigartige Gelegenheit geboten, die menschliche Vaterschaft mit der Vaterschaft Gottes in Verbindung zu bringen. Der Pfarrer betont besonders die Lehre, daß die Kirche eine große Familie der Kinder Gottes in Christus ist: „Die Taufe ist ihrem Wesen nach ein Gemeindefest. Sie ist das Sakrament, durch welches die Kirche als Corpus Christi sich vergrößert, sie ist das Fest der Aufnahme neuer Mitglieder. Was für ein Widersinn, daraus einen privaten, fast heimlichen Vorgang zu machen! Wir werden daraus ein Familienfest machen, an dem sich die ganze Pfarrgemeinde beteiligt. Wir werden also die Taufe für den Sonntagmorgen festsetzen, zur Zeit der Frühmesse, die auch die Gemeinschaftsmesse ist. Und dazu werden Sie dann auch kommen!“

In diesem Augenblick erheben die Eltern meistens Einwendungen: Es ist sehr früh..., man wird bis dahin nicht fertig sein..., der Pate und die Patin kommen von weither (immer kommen sie von weither...), und es wird ihnen schwerfallen, zur Zeit dazusein, usw. . . — Aber P. Remillieux bleibt fest: „Was? Sie als Eltern, der Pate und die Patin wollen die Verpflichtung eingehen, aus dem Kind einen Christen zu machen, der den Vater anbetet und Glied des mystischen Leibes Christi wird, und Sie brächten es an diesem Tage fertig, dem großen Anbetungsakt der Kirche fernzubleiben! Das wäre ja eine unmögliche Inkonsequenz! Sie müssen mit der ganzen Pfarrfamilie um den Opferaltar versammelt sein: Sie wollen versprechen, daß Ihr Kleines ein Kind Gottes

sein soll, daß es ihn kennen und lieben wird. Sie können es nicht derart an Ehrlichkeit fehlen lassen, daß Sie sich selbst dem entziehen, was Sie an seiner Stelle versprechen: Das wäre Ihrer unwürdig!“

Die Taufe ist also für die Messe am Sonntagmorgen festgesetzt. Wenn tatsächlich ein unübersteigliches Hindernis für die Gemeinschaftsmesse um 8 Uhr vorliegt, dann wird sie für die 9-Uhr-Messe in der Saint-Alban-Kapelle angesetzt, wo übrigens die Anwesenden leichter zur Teilnahme veranlaßt werden können. Und nun gehen die traditionellen Zeremonien vor sich unter genauer Beobachtung des Ritus und unter Verwendung der lateinischen Texte. Aber jede Handlung, jedes Gebet werden, so wie sie vorkommen, erklärt, so daß jeder im Bilde ist, was vorgeht, und sich anschließen kann. Die ganze Gemeinde ist zum Taufbrunnen gewendet. Es wird mit lauter Stimme gefragt und geantwortet. Da die ganze Gemeinde (die Kirche) den Neuerwählten in ihre Obhut nimmt — sie kann ja irgendwie als seine Patin angesehen werden —, spricht sie auch gemeinsam das „Ich glaube an Gott“ und das „Vater unser“. Im Augenblick des „*Ingretere*“ wird das Kirchenlied „Laßt die Kleinen zu mir kommen“ gesungen. Unmittelbar vor den sakramentalen Worten und auch sofort danach macht P. Remillieux mit einigen wenigen Sätzen diese neue Vergegenwärtigung Gottes deutlich. Vor diesem Mysterium verharren alle eine Weile in ehrfurchtsvoller Stille. Während die erste Strophe des *Adoro te* gesungen wird (es hat nämlich nicht ausgesprochen

eucharistischen Charakter, sondern wendet sich überhaupt an die Gegenwart Gottes in der menschlichen Person!), werden die Eltern aufgefordert, ihr Kind zu küssen, und die nächsten Verwandten tun desgleichen. Bei Beginn des Offertoriums wird das Kind in feierlichem Zuge zum Kommuniontisch getragen: denn es ist durch die Taufe dem Herrn geweiht worden, wie ehemals die Erstgeborenen Israels dargebracht wurden, ja eigentlich in einem noch viel höheren Maße als diese. Während die Patin die heilige Kommunion empfängt, hält sie das Kind in ihren Armen. Es kann noch nicht kommunizieren; aber die es in Vertretung der Kirche in ihre Obhut genommen haben, empfangen Christus in seinem Namen.

Kann die Taufe aus einem zwingenden Grunde nicht während der Messe stattfinden, dann wird sie unmittelbar vor der Vesper vorgenommen. Sobald das „*Deus in adiutorium meum intende*“ angestimmt ist, wird der Neugetaufte in feierlichem Zuge vorgetragen, während gleichzeitig die Anwesenden das Lob Gottes singen.

Ist es im Winter so kalt, daß das Kind nicht ohne Gefährdung möglichst bald zur Kirche gebracht werden kann, wird nach Einholung der erzbischöflichen Genehmigung von dem Indult Gebrauch gemacht, nach dem die Haustaufe erlaubt ist. Es wird Wert darauf gelegt, daß eine möglichst große Zahl von Verwandten und Freunden versammelt ist. Die kanonischen Vorschriften werden aber auch hier strengstens — und mit der größten Freude! — beachtet: alle Taufzeremonien werden

mit den gleichen Erklärungen wie in der Kirche eingehalten. Hier ist Schluß gemacht mit der ihres Wertes entkleideten Taufe, die geradezu den Charakter einer Nottaufe angenommen hat, so wie sie in gewissen Diözesen ganz im Gegensatz zur Absicht der Kirche mißbräuchlich angewendet wird. In der Diözese Lyon ist man in dieser Frage ganz besonders streng eingestellt.

Die Weihe an die heilige Jungfrau, die zwar einem alten Brauch entspricht, für die es aber keine Liturgie gibt, wird gewöhnlich zu Hause bei der Mutter vorgenommen.

Bald nach der Taufe, meistens sogar schon am selben Tag, macht P. Remillieux den Eltern einen Besuch und liest in Gegenwart der ganzen Familie die Tauf-eintragung vor, wie sie ins Pfarregister aufgenommen wurde. Er ist der Überzeugung, daß die wichtigsten aller Pfarrbesuche die Besuche aus Anlaß der Sakramentenspendung sind. In den Bürgerfamilien macht er übrigens nur solche Besuche.

Manchmal gibt es auch Sammeltaufen, wenn sich die Gelegenheit bietet, mehrere Kinder auf einmál aufzunehmen. Zu einer Beschleunigung des Tempos kommt es aber deshalb auch nicht: dieselben Erklärungen werden gegeben, und die Riten werden mit der gleichen Feierlichkeit eingehalten.

Zweifellos wird man nun dagegen einwenden, daß ein derartiger Vorgang die Messe beträchtlich in die Länge zu ziehen droht, und daß dies für die Anwesenden sehr

beschwerlich werden kann. Diese Besorgnis ist tatsächlich begründet, und die befürchtete Klippe wird in Notre-Dame Saint-Alban nicht immer vermieden. Es gäbe offenbar ein Mittel, dieser Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen — und es entspräche durchaus der Tradition! Das Taufritual besteht aus sehr verschiedenartigen Zeremonien, die früher auf mehrere Wochen während der Fastenzeit aufgeteilt waren. Der erste Teil bis zur Darreichung des Salzes fand am Mittwoch der dritten Fastenwoche statt, der zweite Teil bis zum Pater noster am Mittwoch der folgenden Woche, der dritte Teil (Ephpheta, Widersagung, Glaubensbekenntnis) am Morgen des Karstags; erst der vierte Teil (die eigentliche Taufe und zusätzliche Riten) wurde in der Osternacht durchgeführt. Warum könnten nicht die Einweihungsriten, d. h. also die drei ersten Teile, am Samstagnachmittag oder -abend gefeiert werden, während für den Sonntag der wesentliche Teil vorbehalten bliebe? Diese Lösung wäre gleichzeitig ein Weg, zur Wahrheit zurückzukehren wie auch eine beträchtliche Entlastung der Zeremonie und gestattete, die Taufe feierlicher zu gestalten und Erklärungen zu geben, ohne daß die Teilnehmer über Gebühr belastet würden. P. Doncoeur berichtete auf der Tagung von Vanves im Januar 1945, daß er bei einer Erwachsenentaufe die Einweihungsriten auf mehrere Tage verteilt habe. Obwohl dies nicht die ständige Übung in Notre-Dame Saint-Alban ist, zaudert man nicht, die vorbereitenden Zeremonien am Samstag vorzunehmen, wenn die Verhältnisse es geboten erscheinen lassen.

Jedes Jahr gibt es eine gewisse Anzahl von Erwachsenentaufen. P. Remillieux verwendet auf ihre Vorbereitung die äußerste Sorgfalt und fordert von diesen Leuten ein volles Jahr des Katechumenats, wie es in den Diözesanvorschriften vorgesehen ist. Es entspringt demselben Geiste, daß er soweit wie möglich die Erteilung der Taufe an Erwachsene „im Hinblick auf die Eheschließung“ vermeidet; denn bekanntlich ist das Verlangen nach den Sakramenten bei denen, die es in solchen Fällen wünschen, recht schwach. Wozu denn schlechte Christen machen? Gewöhnlich kann der Teil des Brautpaares, der noch nicht getauft ist, sich vor der Eheschließung nicht einer genügend langen Vorbereitung unterziehen, wie es die Bedeutung des Sakramentes erfordert; aber auch sonst ist seine Bereitschaft recht fragwürdig. Unter diesen Voraussetzungen ist es vorzuziehen, ihn bestmöglich zu unterrichten, ihn einer später stattfindenden Taufe zuzuführen, ihm das Versprechen abzunehmen, seine religiöse Belehrung fortzusetzen und dann die Trauung in den vom kanonischen Recht für die Eheschließung zwischen einem katholischen und einem nichtkatholischen Ehepartnern vorgeschriebenen Formen zu vollziehen. Die Entwicklung wird viel geradliniger, aber auch viel ungezwungener im ehelichen Heim vor sich gehen.

Der letzte Sinn all dieser Erfordernisse und der angewendeten Mittel ist: alles soll in einer Sphäre der Wahrheit vor sich gehen, nichts soll nur bloße Formalität, bar jeden religiösen Inhaltes sein; die Beteilig-

ten (die Eltern, Paten, Patinnen, die erwachsenen Taufkandidaten) sollen volle Klarheit erlangen über das von ihnen erbetene Sakrament und die damit verbundenen schweren Verpflichtungen. Zuerst ist bei vielen das Erstaunen groß, aber schließlich sind sie bereit, alles anzunehmen, ja noch besser, sie sind voller Ehrfurcht und Bewunderung. Immer wieder hört man den Kehrreim: „Er glaubt daran!“ Das ist ein ungeheurer Gewinn: einem ganzen Stadtviertel, den Ungläubigen wie den anderen, die Überzeugung aufzuzwingen, daß der Priester an das glaubt, was er tut, daß er nicht ein Beamter, sondern ein Apostel, ein Missionar ist — und das aus dem einfachen Grunde, weil mit Gewissenhaftigkeit und vorbehaltloser Ehrfurcht die wiederbelebten Riten der christlichen Einweihung erfüllt worden sind.

## IV

### „Feierliche Kommunion“ oder „Erneuerung der Taufe“?

Es ist nicht unbekannt, welche schweren Probleme die Frage nach der Glaubenstreue der heranwachsenden Jugend aufwirft, und wie düster von diesem Standort aus der Hintergrund jener Diskussionen ist, die aus Anlaß der sogenannten „feierlichen Kommunion“ ausgelöst worden sind. In der überwiegenden Mehrheit der Pfarren, die nicht Pfarren der „Christenheit“ sind, bedeutet diese Zeremonie, daß für unsere Kinder nun jedes christliche Leben sein Ende gefunden hat, wo es doch gerade den Markstein für ihren Eintritt in das persönliche Christenleben bezeichnen sollte. „Jetzt hat er seine Kommunion hinter sich, nun ist er endlich der Verpflichtung ledig, zur Messe gehen zu müssen...“ Denken nicht die meisten Eltern so, zumindest in der Arbeiterbevölkerung?

Die Kinder waren bislang genötigt, unter äußeren und seelischen Bedingungen an der Messe teilzunehmen, die man nur als bedauernswert bezeichnen kann. Sie sind daher gewöhnlich der Ansicht, daß mit den Glocken des „großen Tages“ auch die Glocken der Freiheit geschlagen haben. Endlich ist Schluß damit! Schluß mit dem Katechismus, mit den Verpflichtungen, mit der Kindheit! Sie sind frei . . .

Das denken sie ausgerechnet an dem Tag, an dem sie

das Versprechen abgelegt haben, von nun an getreu die bei der Taufe eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, an dem sie lauthals gesungen haben: „Frei und ungezwungen übernehm' ich heut' die Pflicht!“

„Der schönste Tag des Lebens.“ Alle strahlen vor Glück. Die Kleinen sind der Mittelpunkt des Tages, sie werden verhätschelt, gefeiert, mit Geschenken überschüttet. Die Eltern haben die näheren und ferneren Verwandten und viele Freunde zum Festessen, dem eigentlichen Kernstück des Tages, eingeladen. Der Pfarrer hat eine vollbesetzte Kirche. Es ist alles daran: Orgel, Gesang, Blumen, weiße Musselinkleider, Armbinden, Kerzen, rührselige Ansprachen, Weihe an die heilige Jungfrau... Dabei im stillen Herzkämmerlein das beruhigende Gefühl, daß däs ein Schlußpunkt, etwas Ähnliches wie ein Feuerwerk beim Schulaustritt, wie eine bestandene Prüfung ist!

„Es wird immer etwas haften bleiben . . . In den schweren Zeiten des Lebens werden sie sich daran erinnern . . .“ usw.

Es wird ihnen vor allem folgendes haften bleiben: die Überzeugung, „alles“ getan zu haben, alles, was dem Herkommen entspricht, was sich so gehört, alles, woran die Priester hängen, die Überzeugung, daß sie alle Förmlichkeiten erfüllt haben. Was will man noch mehr von ihnen? . . . „Herr Pfarrer, *ich* bin ein guter Christ: ich habe meine erste Kommunion gefeiert . . .“ Das ist die bis zum Überdruß gehörte Redewendung der braven Leute, die niemals den Fuß in die Kirche setzen!

Die Ungläubigen aber ziehen folgenden Schluß: es kostet nicht viel, Christ zu sein, da jedermann eine so zufriedene Miene zur Schau trägt und im Grunde die Religion nur eine Formalität ist.

Wir sind mitten in der Lüge, das heißt dort, wo der Drang zum Christentum im Herzen der Menschen mit tödlicher Sicherheit umgebracht wird.

\*

Das Problem ist sehr ernst. Alle Pfarrgeistlichen beschäftigen sich sorgenvoll damit. Es ist sehr schwer, eine Lösung dafür zu finden.

In Notre-Dame Saint-Alban bemüht man sich darum seit der Gründung der Pfarre. Man glaubt, eine Entwicklung zum Besseren feststellen, Fortschritte verzeichnen zu können. Der Stein der Weisen ist aber auch noch nicht gefunden worden, wie man wohl weiß. Die Sicherheit hat man allerdings, auf diesem Gebiete wie auf den anderen die Lüge gebannt zu haben.

Das erste war, daß man den Schwerpunkt von der Kommunion auf die Erneuerung des Taufversprechens verlegt hat. Die Wahrheit fordert das. Ist der Ausdruck „erste Kommunion“ überhaupt richtig? Nein, denn alle diese Kinder haben ja schon kommuniziert. Seit dem Dekret Pius X. empfangen die Kinder hier wie anderwärts die Kommunion zum ersten Male, sobald sie die nötige Reife besitzen, sofern sie sich die wichtigsten Kenntnisse angeeignet haben und die erforderliche Aufnahmebereitschaft zeigen. Unsere „feierliche erste

Kommunion“ war tatsächlich eine *erste* Kommunion in einer Epoche — die übrigens noch gar nicht solange vorbei ist —, in der sich diese Zeremonie bei uns einbürgerte, d. h. also, wenn ich mich nicht irre, im 18. Jahrhundert. Das war das Zeitalter des Jansenismus. Die Kinder traten damals nicht vor der Erreichung des dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahres zum ersten Male an den Tisch des Herrn. Jetzt dürfen sie früher kommunizieren. Dies entspricht ihrem Wesen als Getaufte, die schon das Unterscheidungsvermögen besitzen und das Verlangen nach Christus haben. So wünscht es aber auch das kanonische Recht, welches die österliche Kommunion für sie vorschreibt, sobald sie das Alter der Vernunft erreicht haben. Es liegt also kein Grund vor, eine Kommunion als „erste“ zu bezeichnen, die vielen vorangehenden folgt.

Soll man sie nur „feierliche“ Kommunion nennen? Ebensowenig! Wenn man das Wort von der Sprachwurzel her nimmt, dann kann man als „feierlich“ lediglich die österliche Kommunion bezeichnen, die nur einmal im Jahr stattfindet. Wenn man aber das Wort im landläufigen Sinn auffaßt, dann ist jede Kommunion feierlich, da sie der gemeinsame Akt der Kirche ist, die sich mit Christus und in Christus vereinigt.

Bedeutet es übrigens nicht eine weitere Verfälschung der eucharistischen Frömmigkeit, anläßlich dieser Zeremonie die ganze Aufmerksamkeit auf den bloßen Empfang Christi in Brotsgestalt zu konzentrieren, statt

sie dem Gesamt der Messe zuzuwenden, deren integrierender Bestandteil die Kommunion ist?<sup>1</sup>

In Notre-Dame Saint-Alban ist daher das ganze Interesse des Tages vor allem auf die Abendfeierlichkeit gelenkt worden, auf die „Erneuerung der Taufgelübde“. Am Morgen fand bloß eine Kindermesse statt.

Gar bald mußte man feststellen, daß damit das Problem nicht gelöst war. Die Eltern und Kinder betrachteten dies als die traditionelle Feier, und ihre innere und äußere Haltung blieb dieselbe.

In mehrjähriger Bemühung gelang es, eine Feier ernsthaften Charakters zu schaffen, bei der die Teilnehmer eine wirkliche Verpflichtung eingingen. Ein Heftchen mit dem Titel „Erneuerung der Taufgelübde“ wurde gedruckt; in diesem findet man die an die Taufzeremonie angepaßten Riten und Formeln: Zulassungsprüfung, Kampfansage an den Teufel, Bekenntnis des Glaubens, Anhauchung, Bezeichnung mit dem Kreuz, Handauflegung, Darreichung des Salzes, gemeinsam gesprochenes Credo und Pater noster, Ephpheta, Salbung, Gelübde, weiße Kleidung, Kerzensitte usw. . . Wenn man bis zu den Gelübden gekommen war, wurde die Formel nicht gemeinsam von allen vorgetragen, sondern jedes Kind wurde einzeln aufgerufen, und es entspann sich eine persönliche Zwiesprache mit ihm, wobei auch die Frage

---

<sup>1</sup> Ein Fehler, in den auch die Exerzitienprediger fallen, die nicht verabsäumen, eine Predigt über die Kommunion zu halten, während die Messe selbst stiefmütterlich übergangen wird.

gestellt wurde, auf welche Weise es die Verpflichtung zur Beharrlichkeit im Glauben zu erfüllen gedächte: z. B. durch Eintritt in die Gruppe christlicher Pfadfinder, durch Teilnahme an Studienkreisen usw. . .

Der klare Vorteil dieser Methode war, daß sie in den Kindern wie in allen Teilnehmern den Eindruck tiefen Ernstes und feierlicher Verpflichtung hervorrief. Der Nachteil lag darin, daß die Zeremonie zu lange dauerte. Jeder war mit gespannter Aufmerksamkeit bei der Sache, solange sein Kind noch nicht darangewesen war, aber nachher wurde die Zeit lang . . . Auf der anderen Seite kam hinzu, daß sich an dieser abendlichen Feier nur die Eltern und Freunde der Kinder beteiligten, während die Pfarrgemeinde ihr größtenteils fernblieb. Auch diese Gemeinschaftszeremonie — der genau wie bei der „feierlichen Kommunion“ Exerzitien, allerdings in geschlossener Form, vorangingen — bot bei der unverbesserlichen Geisteshaltung der Eltern immer noch Anlaß zu einem entsprechenden weltlichen Fest mit reichhaltiger Mahlzeit, Geschenken sowie einer Familienzusammenkunft von sehr wenig religiösem Charakter.

Dann setzte man die Feier für den Morgen fest. Am Nachmittag wurde für die Kinder ein Ausflug in der Art einer Wallfahrt organisiert, wozu sie lieber kamen, als bei dem Festessen zu bleiben. Während des Ganges wurden ihnen letzte Weisungen erteilt und Erinnerungsbilder mit den Daten ihrer Taufe und ihres Gelübdes geschenkt. Auch das war nur ein halber Erfolg, da hier-

durch unglückseligerweise an der Geisteshaltung ihrer Eltern nichts geändert wurde. Man kämpfte da vergeblich gegen den unwiderstehlichen Einfluß der Familien, die dem Übernatürlichen unzugänglich sind, einen Einfluß, der stärker ist als die Exerzitien und die ganze vorherige religiöse Bildung. Die Eltern waren froh, daß man sich mit ihren Kindern befaßte, aber sie ließen es dabei bewenden und blieben ihrer zukünftigen religiösen Entwicklung gegenüber völlig gleichgültig, wenn sie ihr nicht geradezu entgegenarbeiteten.

Hier nur ein typischer Fall. Ein kleines Mädchen wird im Jahre 1943 zur Erneuerung der Taufe zugelassen. Es ist ein aufgewecktes Kind. Seine Eltern halten sich nicht an die Gebote der Kirche, aber sie arbeiten mit den Katholiken auf sozialem Gebiete zusammen. Es besteht die Hoffnung, sie bei Gelegenheit dieses Festes wieder zum Christentum zurückführen zu können. Bis zur Zeremonie ist alles in bester Ordnung. Darauf beginnen die Ferien, und nachher fängt die Schule wieder an. Das Kind läßt sich nicht mehr blicken. Der Pfarrer macht der Mutter einen Besuch, um sich nach seinem Verbleib zu erkundigen. „Ach, Herr Pfarrer, jetzt nach der ersten Kommunion kann sie machen, was sie will. Das geht uns nichts mehr an . . .“ Das ist ein schamlos lügnerisches Gerede, denn es ist einzig und allein der Familieneinfluß, der sich an dem Kind auswirkt. Der Pfarrer bittet ein anderes Mädchen, das einer glaubens-eifrigen Konvertitenfamilie entstammt und zur selben Schulabteilung wie das erstere gehört, den Versuch

seiner „Rückgewinnung“ zu machen. Auf diesen Schritt erhält es die lächelnd gegebene Abfuhr: „Laß mich in Ruhe! Jetzt, da meine erste Kommunion vorbei ist, brauche ich nicht mehr zur Kirche zu gehen.“ Das Kind antwortet, was es zu Hause gehört hat.

Es muß eine andere Form gefunden werden, die es ermöglichen würde, das Verantwortungsbewußtsein bei Kindern und Eltern zu steigern. Wir befinden uns in der Zeit der Bombenangriffe, die Kinder sind in alle Winde zerstreut. Der Augenblick ist günstig zum Nachdenken und zur Vorbereitung neuer Schritte. Als man sich wieder zusammenfand, hatte sich der Entschluß gefestigt, alles auszuschalten, was irgendwie an die alte Zeremonie erinnern konnte: sowohl die fürs Äußere bestimmte Feierlichkeit wie die gemeinschaftliche Erneuerung und die vorbereitenden Einkehrtage.

Von nun ab wird jedes Kind ausgewählt, wenn man es für fähig hält, in einem persönlichen Verpflichtungsakt die moralische Garantie für die Beharrlichkeit im Glauben geben zu können. In Gruppen von drei oder vier (Jungen oder Mädchen) werden sie an einem bestimmten Sonntag zwischen Ostern und Sommersende aufgerufen, „ihre Taufe nochmals zu erleben“. Einige Zeit vor Ostern hat der Pfarrer mit einem jeden von ihnen eine sehr ernsthafte Unterredung, wobei er sich von dem Grad ihrer Bereitschaft überzeugt. Daraufhin begibt er sich zu den Eltern und erreicht von ihnen die Verpflichtung, daß ihrer Beharrlichkeit im Glauben kein Hindernis in den Weg gelegt wird, ja daß im Gegenteil

die Familie dazu beitragen und die Kinder darin bestärken wird. Dann wird der Zeitpunkt der Feier festgelegt. Am bestimmten Tage werden die „Auserwählten“ in der Pfarrmesse der ganzen Gemeinde vorgestellt, und diese nimmt sie nun in ihre Obhut. Ihre Teilnahme an der Messe und an der Kommunion hat durch diese Tatsache feierlichen Charakter erhalten.

Die Zeremonie, bei der die Kinder „ihre Taufe von neuem erleben“, findet am Nachmittag statt. Daran nehmen die Eltern und andere christliche Familien teil. Die Auswahl wird so getroffen, daß die Familien mit dem besten christlichen Geist eine Art von Patenschaft über die anderen übernehmen, wobei alle natürlichen Beziehungen berücksichtigt werden: soziale Zusammengehörigkeit, Nachbarschaft, Pfadfindergeist, wenn es sich um einen Pfadfinder handelt, usw. . . . Das Bestreben geht dahin, jedes Jahr in diese Patenschaft die besten christlichen Familien der Pfarrgemeinde einzubeziehen. Der Pfarrer leitet diese Zeremonie; er ist aber umgeben von dem Vikar, der das Kind kennt, von den Laien, die zu seiner gewöhnlichen Umgebung gehören, von der Leiterin seiner Ferienkolonie, von diesem oder jenem seiner großen Kameraden, die schon ihren Eintritt in die Gemeinde vollzogen haben, usw. . . ., wie es eben die Umstände ergeben.

In der vorhergehenden Entwicklungsphase war, wie wir gesehen haben, ein Text gedruckt worden „ne varietur“. Jetzt gibt es dafür nur einen vervielfältigten Text; denn man ist der Ansicht, daß er ständig weiterentwickelt

werden muß, da immer wieder Verbesserungen und Anpassungen an die jeweiligen Umstände nötig werden können. Er ist etwa in der gleichen Art wie der alte aufgebaut. Da jetzt aber weniger Kinder da sind, sind die Fragen und Antworten zwischen dem Priester und ihnen — über die Glaubensartikel, über die Gelübde, über die Mittel, die sie zur Stärkung im Glauben anwenden wollen — freundschaftlicher und eindringlicher. Es handelt sich nun wirklich um einen persönlichen Akt, und sein ganzer Ernst wird allen zum Bewußtsein gebracht.

Unmittelbar nachher fahren die Jungen mit dem Pfarrer zum Trappistenkloster Dombes, die Mädchen unter Führung einer verständnisvollen, klugen Christin zu den Benediktinerinnen von La Rochette. Jede Gruppe verbringt drei volle Tage im Kloster, d.h. also in einer Atmosphäre des Friedens und des Gebets. Die Exerzitanten nehmen gewissermaßen ein „geistiges Bad“, das ihnen den Gegensatz zu der ihnen bekannten Welt bewußt werden läßt. Sie entdecken dann gewisse geheime Regungen in sich und lernen ein Leben der gänzlichen Hingabe an Gott in der Anbetung und Abtötung kennen. Der Entspannung ist bei diesen Exerzitien auch, sogar in recht beträchtlichem Maße, Platz eingeräumt. Der Besuch des Klosters, die Teilnahme an einigen Gottesdiensten und die Erklärungen des Paters Gastmeister oder der Schwester Gastmeisterin gestatten den Kindern, einen Blick auf die Gipfel christlichen Lebens zu werfen.

Während dieser Tage eines „Neuerlebens der Taufe“ und der Einkehr wird ihnen ein ganz besonderes Versprechen abgenommen: das nämlich, ihre religiöse Erziehung in einer genau vorher festgesetzten Form fortzusetzen, etwa in einer Sonderorganisation, in einem bestimmten Studienkreis oder durch Teilnahme an einem religiösen Lehrgang usw. . . Die Abschaffung der „feierlichen Kommunion“ hat keineswegs den Erfolg, daß mangels jeder „Sanktion“ der traditionelle Katechismusunterricht aufgegeben würde, denn die Eltern schicken nach wie vor ihre Kinder dorthin; sie eröffnet vielmehr einen Weg, auf dem das Kind eine Vertiefung seiner Kenntnisse vom Christentum erreichen kann.

Seitdem dieses Verfahren in Gebrauch ist, kann man übrigens feststellen, daß die Kinder der Katechismusklassen in erwartungsvoller Unruhe sind. Werden sie zu dieser Ehre zugelassen werden, einer Ehre, die man keinesfalls denen zuerkennt, die bloß „ihren Katechismus gut kennen“, sondern jenen, die den Glauben besitzen und die moralische Sicherheit bieten, daß sie den eingeschlagenen Weg fortsetzen? . . . Sie fühlen, daß es um eine wirklich ernste Sache geht. Bestehen bei gewissen Kindern Zweifel, dann werden sie genauer unter die Lupe genommen, und es wird mit den Eltern noch eingehender und öfter gesprochen.

Verdichtet sich der Zweifel über die Eignung bis zur Gewißheit, daß die Würdigkeit nicht gegeben ist, dann wird die Zeremonie auf einen späteren Zeitpunkt ver-

legt. Manche werden sie nie mitmachen. Ist das etwa ein Nachteil? Die Kinder haben den Religionsunterricht wie alle übrigen genossen. Sie haben ihre „erste Kommunion“ im eigentlichen Wortsinne genau wie alle anderen empfangen. Sie werden nur nicht zur Abgabe einer Verpflichtungserklärung zugelassen, die nichts als eine Lüge wäre. Das ist nur ein Vorteil, für sie sowohl wie für die geistliche Gemeinde.

Manche Eltern sind natürlich verstimmt, und zwar jene, die sich schon einen schönen Plan für ihre profane Feier ausgedacht haben und sich dessen noch in aller Einfachheit rühmen. „Faciens veritatem in caritate“ bemüht sich der Pfarrer ihnen zu beweisen, wie sehr ihre Wünsche den Forderungen der Kirche, dem wohlverstandenen Interesse des Kindes, jedem elementaren Anstandsgefühl zuwiderlaufen. Diese Unterredungen sind meist sehr fruchtbringend. P. Remillieux ist der Überzeugung, daß in den letzten Jahren, seitdem er diese Methode anwendet, der Fall nicht eingetreten ist, daß sich Familien von ihm losgesagt hätten, weil er sich geweigert hat, ihre Kinder zu der Zeremonie der „Erneuerung der Taufe“ zuzulassen. Die aus diesem Anlaß aufgenommenen Beziehungen wurden im Gegenteil in einer Atmosphäre größter Herzlichkeit fortgesetzt. Es müßte allerdings ein fester Stamm treugläubiger Christen vorhanden sein, die befähigt wären, diese Kinder auf einem anderen Gebiet zu erfassen, damit aus ihnen zu gegebener Zeit wieder Katechumenen werden. Nur um dieses Ziel handelt es sich in

Wirklichkeit und nicht darum, mit einer bloß äußerlich religiösen Formalität zufrieden zu sein.

Wir wollen in diesem Zusammenhang zwei Fälle schildern:

Zuerst haben wir es mit einem Jungen zu tun, dessen Vater, ein sehr anständiger Mensch übrigens, ungläubig ist. Mit der Mutter ist es in dieser Hinsicht nicht viel besser bestellt. Der Junge ist sittlich gefährdet und besitzt gewiß auch keinen Glauben. Es ist unmöglich, ihn zur Erneuerung der Taufe zuzulassen. Die Mutter ist entsetzt, als ihr der Pfarrer dies bei seinem ersten Besuch eröffnet. Beim zweiten Besuch trifft er den Vater an, der die Sachlage sofort versteht. Der Pfarrer erklärt ihm: „Wir mögen Ihren Sohn gerne und werden uns seiner annehmen.“ — In einer Atmosphäre gegenseitiger Aufrichtigkeit ist die Verbindung angeknüpft, und sie wird auch aufrecht erhalten. Das Kind und die Eltern haben gemerkt, daß es dem Pfarrer ernst ist, daß es aber auch mit dem liebenden Interesse seine Richtigkeit hat. Nun besteht gute Hoffnung, aus dem Kind einen Christen zu machen; allerdings nicht auf dem Wege der Routine, wo die Lüge dem Sakrileg benachbart ist. In seinem Falle wäre die „feierliche Kommunion“ geradezu eine Katastrophe gewesen, das sichere Ende seines religiösen Lebens. Wie viele gibt es, die in der gleichen Lage sind wie er!

Der andere Junge ist vierzehn Jahre alt. Sein Fall ist ganz ähnlich gelagert wie der vorhergehende. Bei der Mitteilung, daß er nicht zur „feierlichen Kommunion“ zugelassen wird, ist seine Mutter zuerst sehr beunruhigt, besonders mit Rücksicht auf eine Person, zu der sie in einem Abhängigkeitsverhältnis steht, und die katholisch ist..

Aber diese Person hat volles Verständnis für die Lage, der Pfarrer erklärt nochmals, worum es geht, und schließlich gibt sie sich zufrieden. Das Kind wird mit aufrichtiger Liebe umsorgt. In höherem Maße noch als das vorher erwähnte läßt es das Beste hoffen. Es wird vielleicht Mitglied einer Pfadfindergruppe werden. Die Eltern verfolgen seine Entwicklung mit liebevoller Aufmerksamkeit. Der unerwartete Schlag hat sie dem Pfarrer nur nähergebracht. „Der glaubt wirklich daran!“ sagen sie mit Bewunderung.

Es ist nicht anzunehmen, daß die bloß lächelnde Liebenswürdigkeit eines leutseligen Pfarrers anlässlich der „ersten Kommunion“ es fertiggebracht hätte, diese Menschen in den Bannkreis der Kirche zu ziehen...

Hier handelt es sich zugegebenermaßen um eine äußerst schwierige persönliche Aktivität, die sich, ohne nachzulassen, während eines halben Jahres auf die Kinder wie auf die Eltern erstrecken muß. Es lohnt sich aber, an dieser Aufgabe konsequent festzuhalten. Sie ist viel interessanter und bietet bedeutend größere Erfolgsaussichten als die schönste Feier einer Erstkommunion, bei der die äußere Prachtentfaltung und Rührseligkeit nur den Deckmantel für die betrübliche innere Hohlheit abgeben.

\*

Es liegt übrigens nicht in der Absicht des P. Remillieux, die feierliche Zeremonie auszuschließen. Sie soll eine neue Form und missionarischen Charakter erhalten. Die Kinder, die im Laufe des Jahres gruppenweise zur Erneuerung der Taufe zugelassen wurden, werden all-

jährlich zu einem „Promotionsfest“ eingeladen; die ganze Pfarre, Gläubige und Ungläubige, werden durch Maueranschläge zur Teilnahme hieran aufgefordert. Die Veranstaltung besteht aus einer paraliturgischen Feier mit Sprechchören und Darstellungen der Teilnehmer, die darauf hinzielen, die Größe des christlichen Glaubens und den geheiligten Charakter der christlichen Gelübde deutlich zu machen. Eine Gedenktafel mit den Namen der Jungen und Mädchen, die die Verpflichtung eingegangen sind, nach dem Vorbild Christi zu leben, wird gesegnet und in der Taufkapelle angebracht. Sie soll der Gemeinde Zeugenschaft dafür ablegen, daß die dort Genannten Treue gelobt haben<sup>2</sup>.

Das ist die Krönung der Anstrengungen, die unternommen wurden, um auf diesem Gebiete volle Wahrhaftigkeit zu erreichen.

Dieses Kapitel kann nicht besser beschlossen werden als mit dem vollen Text des Schreibens, das P. Remillieux am 28. September 1945 an die Eltern schulpflichtiger Kinder gerichtet hat.

Liebe Eltern!

Ihr Kind tritt jetzt in die Schule ein oder setzt seine Schulzeit fort.

Sie haben es taufen lassen.

Diese zwei Umstände veranlassen mich, genau festzulegen,

---

<sup>2</sup> Der der Namensliste auf der Tafel folgende Text hat diesen Wortlaut: „N. N. . . wurden feierlich in die Gemeinde Notre-Dame Saint-Alban aufgenommen. In voller Freiheit und mit Zustimmung ihrer Eltern haben sie gelobt, ihre reli-

unter welchen Bedingungen Sie ihm in diesem Jahre Religionsunterricht und religiöse Bildung angedeihen lassen können.

Liebe Eltern, ich bitte Sie vorerst, mit mir folgende Wahrheiten anzuerkennen:

Erste Wahrheit. — Das Christentum ist keineswegs ein bloßer Formalismus, der sich darin erschöpft, die Kinder taufen und sie die Kommunion empfangen zu lassen, nachdem so schnell und so schlecht wie möglich die vorgeschriebenen Erfordernisse erfüllt worden sind. Nach der allgemein verbreiteten Anschauung sind nämlich Taufe und Kommunion, besonders die letztere, nichts anderes als Anlässe zu Familienzusammenkünften, bei denen es sich im wesentlichen um gutes Essen und eine freudig-festliche Betriebsamkeit um heranwachsende junge Menschen handelt, die besonders schön herausgeputzt worden sind. Sollten Sie es noch nicht über sich gebracht haben, auf diese zwar althergebrachte, trotzdem aber betrübliche Geschmacklosigkeit zu verzichten, würden Sie sich der Mißbilligung einsichtiger und denkender Menschen aussetzen, ob diese nun Christen sind oder nicht.

Zweite Wahrheit. — Das Christentum ist eine Lehre, die Antwort gibt auf die Fragen: Welchen Sinn hat das Leiden, woraus das Leben besteht? Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Ist mit dem Tode alles abgeschlossen, oder beginnt dann erst alles? — Weder die Wissenschaft, noch menschliche Überlegung vermögen befriedigende Antworten auf diese ebenso ungeheuren wie unausweichlichen Fragen zu geben.

---

giöse Erziehung und Weiterbildung fortzusetzen. Werden sie die Treue halten? Sollte dies nicht der Fall sein, würden mit großer Trauer ihre Namen von neuem in dieser Kirche verkündet werden. Herr, bewahre uns vor diesem Unglück!"

Dritte Wahrheit. — Das Christentum ist nicht nur eine Antwort auf die riesigen Probleme, es ist gleichzeitig auch eine Lebensform, d. h. es drückt sich in der Art des Verhaltens hienieden aus, in der echten Tröstung, die es uns gibt, in dem Mut und in der Kraft, die es uns mitteilt, um stark im Glauben und unerschütterlich in der durch den Glauben bedingten Haltung zu bleiben.

Aus diesen drei Wahrheiten ergibt sich mit zwingender Folgerichtigkeit, daß kein Widerspruch bestehen darf zwischen dem Inhalt der dem Kind erteilten religiösen Unterweisung und der Form des Lebens, die es in seiner Umgebung, seinem Milieu, namentlich in seiner Familie beobachten kann. Das verpflichtet uns Priester nicht nur, den Religionsunterricht zu geben, sondern auch für das Kind eine christliche Atmosphäre zu schaffen, wenn seine Familie den christlichen Geist nicht in dem wahren, tiefen und praktischen Sinn besitzt, so wie ihn die Kirche versteht. Das ist nicht bloß eine von uns erhobene Forderung, das ist eine Notwendigkeit.

Falls Sie die Richtigkeit dieser Erwägungen nicht anerkennen, verstehe ich nicht, warum und wie Sie Ihre Kinder haben taufen lassen. Diese Gedanken müssen den Eltern bei der Taufe ihrer Neugeborenen nahegelegt werden.

Sind Sie aber mit mir einer Meinung, dann werden Sie auch die Berechtigung nachstehender Regelung zugeben:

1. Die Formung des christlichen Menschen besteht nicht darin, den Katechismus auswendig zu lernen, der ja meist nicht verstanden wird. Nach seinem Übertritt aus dem Kindergarten in die Volksschule hat das Kind vom ersten Jahr an Anspruch auf Religionsunterricht. Er ist auch dringend erforderlich.

2. Das getaufte Kind lernt normalerweise Gott anbeten und lieben nach dem Vorbild seiner wirklich christ-

lichen Eltern, die morgens und abends gemeinsam beten, vom Herrn sprechen und den Gott geweihten Sonntag heiligen. Will man ein Kind christlich machen, das keine christlichen Eltern hat, so muß sich wenigstens mehrmals in der Woche christlicher Einfluß an ihm auswirken können. Ich setze nun folgende Regel fest: Wenn Ihr Kind zum Religionsunterricht angemeldet ist, müssen Sie für Ihr Kind auch den entsprechenden Kinderhort, die entsprechende Ferienkolonie auswählen, d. h. Kinderhort und Ferienkolonie der Pfarrei. Wenn das Kind die Eignung zum Pfadfinder oder Guide<sup>3</sup> hat, werden die Pfadfinder oder Guides de France, katholische Organisationen, ausgewählt. Mit anderen Worten, in allem, was die religiöse Erziehung betrifft, können Sie nur im Einvernehmen mit Ihren Priestern handeln. Ist das Kind Christ, dann wird die Lage am Ende der Entwicklungszeit ganz anders sein. In allen eigentlichen Erziehungsfragen, in all dem, was nicht zum Unterricht oder zu den Aufgaben der öffentlichen Schule gehört, untersteht das christliche Kind der Zuständigkeit der christlichen Organisationen. Dem Kind nichtchristlicher Eltern stehen dafür alle anderen Organisationen zur Verfügung. Das ist das Mindeste, was wir fordern müssen, um in der entchristlichten Welt, in der wir leben, die christliche Erziehung unserer Kinder gewährleisten zu können.

3. Die Diözesanvorschrift besagt, daß ein Kind in der kritischen Zeit der Pubertät, frühestens aber mit zwölf Jahren als fähig angesehen werden kann, seine Taufversprechen zu erneuern. Es wird dann zusammen mit anderen jungen Christen und Christinnen an der „Promotionsfeier“ teilnehmen. Der junge Christ wird auf die

---

<sup>3</sup> Französische katholische Jugendorganisation. (Der Übersetzer.)

endgültige Entwicklung seiner menschlichen Persönlichkeit hingeleitet und für die großen Lebensaufgaben vorbereitet.

In wenigen Wochen werden Sie die Einladung zu der großen Promotionsfeier des Jahres 1945 erhalten. Sie werden dieser Einladung sicher Folge leisten. Dort werden Sie sich dann überzeugen können, was wir sind und was wir wollen.

## Bemerkungen über die religiöse Unterweisung der Kinder

Als Anhang zu diesem Kapitel über die Erneuerung der Taufgelübde folgen nun einige Gedanken des P. Remilieux über die religiöse Unterweisung der Kinder:

Zu Notre-Dame Saint-Alban gehört keine freie (d. h. konfessionelle, Der Übersetzer) Schule. Es ist ein umfangreiches Schulsystem vorhanden, das aber nicht nur von den zum Pfarrbezirk gehörenden, sondern auch — etwa zu einem Drittel — von außerhalb wohnenden Kindern besucht wird. Die zur Pfarrei gehörigen Kinder sind fast alle getauft, ihre Eltern sind aber in der überwiegenden Mehrzahl keine echten Christen. Diese jungen Menschen werden von ihren Eltern nicht auf den Weg des Christentums geführt.

Der erste Schritt ist, die Eltern davon zu überzeugen, daß sie ihren Kindern Religionsunterricht erteilen lassen müssen. Ich sage ihnen: „Dadurch, daß Sie sie zur Taufe brachten, haben Sie sich verpflichtet, aus ihnen Christen zu machen. Sollte der Priester, der Ihr Kind getauft hat, Sie nicht auf diese Verpflichtung aufmerksam gemacht haben, hätte er Verrat an der Kirche begangen; denn tatsächlich obliegt Ihnen diese Pflicht. Normalerweise müßten Sie ihr nachkommen, indem Sie selbst die religiöse Erziehung in die Hände nehmen. Wenn Sie hierzu nicht die Fähigkeit in sich fühlen, müssen Sie wenigstens sorgsam darüber wachen, daß Ihre Kinder regelmäßig den von der Pfarrei gegebenen Religionsunter-

richt besuchen. Sobald das Kind nach Beendigung des Kindergartens in die Volksschule eintritt, soll es in die Religionsstunde kommen.“

In dem Schultypus (für die Sieben- bis Vierzehnjährigen) bestehen sieben Klassen für die Jungen und ebensoviel für die Mädchen. Jede Klasse zählt fünf- undzwanzig bis dreißig Kinder, wovon uns etwa fünfzehn bis zwanzig zum Religionsunterricht anvertraut sind.

Befänden wir uns in einem liberalen Land, welches das christliche Denken respektierte, oder das zumindest neutral wäre, nicht aber gottlos und abtrünnig, wie es tatsächlich der Fall ist, dann könnte der Religionsunterricht für die Kinder, deren Eltern diesen Wunsch geäußert hätten, in der Schule abgehalten werden. Bei der derzeitigen Sachlage muß die religiöse Unterweisung außerhalb der Schule erteilt werden; aber ich bin der Ansicht, daß sie den Charakter eines Klassenunterrichts wie jeder andere zu bewahren hat.

Zu diesem Zwecke ist es nötig, daß jede Klasse von fünfzehn oder zwanzig Kindern einem Priester oder einer Lehrerin anvertraut wird, die mit ihnen zusammenbleiben. Die Kinder müssen das Gefühl haben, daß der Religionsunterricht einen Bestandteil des Gesamtunterrichtes bildet, und daß sie da alle zusammenkommen. Das Ideal wäre, ebensoviel Religionslehrerinnen zu haben, wie es verschiedene Klassen gibt. Jede Lehrerin bliebe mit ihren Schülern von sieben bis vierzehn Jahren beisammen und stünde in Beziehung mit den Eltern

und den Laienlehrern. Sie wäre so etwas wie eine Patin für die Kinder und ihr Familienmilieu.

Tatsächlich machen wir es auch so; aber wir leiden an einem derartigen Mangel an Lehrkräften, daß wir mehrere Klassen jeweils einer einzigen Lehrerin überlassen müssen. Zum größten Wohl der Kinder unterhalten sie herzliche Beziehungen mit den Laienlehrern und -lehrerinnen und können die Eltern mit größerer Leichtigkeit aufsuchen als die Geistlichen.

Mangels der nötigen Lehrpersonen bleibt diese Einrichtung in den Anfängen stecken. Bei größerem Verständnis von Seiten der Katholischen Aktion könnten sie uns zur Verfügung gestellt werden. Die eifrigen Christen und die Leiter der Katholischen Aktion müssen sich darüber klar werden, daß in den Stadtpfarrren der Klerus nicht ausreicht, den Kindern genügenden Religionsunterricht zu erteilen. Katecheten werden dringend benötigt. Es ist noch verhältnismäßig leicht, die Mitarbeit gewisser Personen zu erlangen, wenn es sich lediglich darum handelt, den gelernten Katechismusstoff zu überhören oder den Vortrag aus dem Gedächtnis zu beaufsichtigen. Sehr schwer sind aber solche zu finden, die die religiöse Erziehung der Kinder übernehmen wollen und sich zu diesem Zwecke selbst zu einer pädagogischen und theologischen Ausbildung bereitfinden. Wenn Laien es übernehmen, den Klerus bei einer Missionsarbeit der Katholischen Aktion zu unterstützen, kommt es übrigens häufig vor, daß sie es in dilettantischer Weise tun und für nichts und wieder nichts fernbleiben

oder sich ganz zurückziehen. Die Laien haben ihre Aufgabe auf dem Gebiet der Katholischen Aktion noch nicht erfaßt<sup>4</sup>.

Bei dieser Arbeit würde es sich nicht so sehr um eine Unterrichtstätigkeit als vielmehr um eine Aufgabe der Menschenbildung handeln. Das Wesentliche ist nicht, für das Auswendiglernen von Katechismusstoff zu sorgen, sondern die Kinder allmählich dahin zu bringen, als Christen zu denken, zu fühlen und als Christen zu leben. (Nähere Ausführungen bringt das in den Editions ouvrières herausgegebene Buch „Als Christ leben“).

Dieses Ziel kann nicht allein durch den Katechismus- und Religionsunterricht erreicht werden. Entsprechend dem Alter der Kinder muß hier die Arbeit der verschiedenen Jugendverbände einsetzen (der *louveteaux*, *jeanettes*, *guides*, Pfadfinder), der Wanderbewegungen, der Kinderhorte, der Spezialorganisationen der Katholischen Aktion.

Festgestellt werden muß, daß hier im Gebiete dieser Pfarre die Pfadfinder, Jugendgruppen und Wanderbewegungen sich fast ausschließlich aus den Reihen der

---

<sup>4</sup> Persönlich glaube ich nicht an den Erfolg, solange man sich auf Freiwillige verläßt, selbst wenn sie von den besten Absichten beseelt sind und es auf sich nehmen, einen von der Diözese veranstalteten Kurs für religiöse Pädagogik zu besuchen. Wir brauchen ein Kollegium berufsmäßiger Katecheten, wie es z. B. Sozialhelferinnen gibt. Ihre Standespflicht wäre es, Katechismusunterricht zu erteilen. Sie wären angemessen zu besolden. Sicherlich würde es nicht an Berufenen fehlen. (Bemerkung des Verfassers.)

Kinder christlicher Eltern ergänzen. Das Problem der Evangelisation der Kinder aus entchristlichten Bevölkerungskreisen bleibt demnach ungelöst.

Weiter muß festgestellt werden, daß die J.O.C.-Bewegung in Notre-Dame Saint-Alban eine vorübergehende Blüte gekannt hat, aber praktisch erloschen ist. Das ist meiner Ansicht nach eine große Lücke. Die Wanderbewegung dagegen gedeiht prächtig; sie scheint aber nicht imstande zu sein, Vorkämpfer für die Arbeiterjugend hervorzubringen, sie beschränkt sich allein darauf, eine größere Anzahl Mitglieder zu gewinnen. Wird sie eines Tages zur unmittelbaren Durchdringung der nichtchristlichen Jugend übergehen?

Schließlich bleibt noch der Kinderhort übrig.

Augenblicklich will man darin eine Organisation der Katholischen Aktion für Kinder niedrigerer Altersstufe sehen. Man betrachtet ihn unter einem zweifachen Gesichtswinkel: als „kirchliche Anstalt“ und als „Organisation“.

1. Der Kinderhort ist eine kirchliche Anstalt: mit sozialem Zweck (Entlastung der arbeitenden Eltern), mit dem Ziel, den Kindern Zerstreuung zu bieten (durch Spiele), Grundlagen für eine menschliche (durch Tätigkeiten, welche die natürlichen Fähigkeiten entwickeln) und christliche Bildung (durch Zusammenkünfte zur Vermittlung christlicher Auffassung) zu schaffen;

2. Der Kinderhort ist eine Organisation mit Eroberungstendenz, eine Bewegung der Katholischen Aktion von Kindern für Kinder. Die christlichen Kinder des Stadt-

viertels sollen dort geschult werden, ihre Kameraden desselben Viertels, derselben Straße, ja vielleicht sogar desselben Hauses im Spiele, im Gespräche usw. . . zu gewinnen, damit sie dann dem Hort zugeführt werden können.

In den einzelnen Vierteln wurden oder werden Trupps zusammengestellt, je nachdem man Anführer findet, die selbst voller Überzeugung, Eroberungslust, Begeisterung sind und die Fähigkeit haben, anfeuernd auf ihre Kameraden zu wirken.

## Die Eheschließung

In unserer entchristlichten Gesellschaft heiratet man noch ziemlich viel in der Kirche — viel zuviel, wäre man versucht zu sagen. Warum, wird aus den Ausführungen dieses Kapitels hervorgehen. Eine beträchtliche Anzahl junger Leute findet sich beim Priester ein, um das Sakrament der Ehe zu empfangen. Hier ist eine vortreffliche Gelegenheit zum Apostolat im Wirkungsbereich der Pfarre gegeben. In einem besonders gefühlsgeladenen Zeitpunkt des Lebens kann Christus vor Augen geführt, die Aufmerksamkeit auf die religiösen Probleme gelenkt, die Erweckung christlichen Lebens ausgelöst werden.

Bedauerlicherweise wird diese Gelegenheit meistens verpaßt, durch die Schuld der Verlobten, die gewöhnlich keinerlei Vorstellung von dem religiösen Akt haben, den sie vollziehen wollen, aber auch durch die Schuld des Klerus, der sich bereit findet, der rein formalistischen Geisteshaltung der Nupturienten nachzugeben, und sich damit begnügt, ihren Besuch mit einem freundlichen Lächeln entgegenzunehmen, statt zu versuchen, sie zu gewinnen.

Wir wollen uns nun anschauen, wie die Dinge sich in der Wirklichkeit abspielen.

Da sind zunächst einmal die jungen christlichen Menschen. Wir werden uns bei ihrem Fall nur kurz auf-

halten, da er weniger Probleme aufwirft. Wie groß ist ihre Zahl in einer Stadt wie Lyon: einer auf fünfzehn praktizierende Katholiken? oder auf achtzehn oder auf zwanzig?... Wie dem auch sei, sie liefern jedenfalls den Beweis für einen gewaltigen Fortschritt in einem Teil der christlichen Bevölkerung. Dieser Erfolg ist größtenteils dem Einfluß der katholischen Jugendbewegungen zuzuschreiben. Diese jungen Leute wissen, was das Sakrament der Ehe ist. Sie führen bewußt ihr Leben als Gläubige und Vorkämpfer. Sie haben den Geist der Kirche in sich. Durch ihre Eheschließung wollen sie das Beste, was sie haben, zusammenlegen und sich einander Christus weihen. Sie sind die festeste Hoffnung unserer Pfarrgemeinden.

Bei ihnen erhebt sich nun folgende Frage: Darf man es zulassen, daß sie sich ganz auf sich selbst zurückziehen, und zwar ein ernstes christliches Leben führen, das jedoch beschränkt bleibt auf das Ehepaar und seine Kinder, sich bestenfalls noch auf eine kleine Gruppe befreundeter Familien erstreckt? Wäre es nicht besser, wenn man sie dazu brächte, andere Familien an sich zu ziehen, zu betreuen, mit religiösem Geiste zu erfüllen?— Die jungen christlichen Familien der Arbeiterwelt sind gerne bereit, eine solche Breitenwirkung zu entfalten. In der Bürgerwelt sind diese Familien, von einigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, viel individualistischer. Es bedarf einer großen, ja unbedingt nötigen Arbeit seitens der Seelenhirten, diese jungen Paare dazu zu bringen, ihr Christentum nicht für sich

und ihre Gruppe zu behalten, sondern es auf die Christenheit auszustrahlen. Wir werden darauf am Ende dieses Kapitels zurückkommen.

Es gibt namentlich junge Leute, die heiraten wollen ohne die geringste Kenntnis davon, was sie eigentlich tun, wenn sie das Sakrament begehren. Das Sakrament? Sie haben ja nicht einmal eine Ahnung von seiner Existenz! Sie kommen lediglich wegen einer Formalität. Da gibt es standesamtliche Förmlichkeiten, deren Erfüllung das Gesetz fordert; und da gibt es kirchliche Förmlichkeiten, weil es die Tradition so erheischt. Das Datum der Eheschließung ist festgesetzt. Zur Vorbereitung dieses Tages müssen einige Schritte unternommen werden. Der Gang zum Priester gehört auch dazu. Er ist nur etwas peinlicher, weil die jungen Leute seit ihrer Erstkommunion nicht mehr an den Umgang mit dieser Art Menschen gewöhnt sind. Deshalb entschließen sie sich dazu so spät wie möglich, knapp vierzehn Tage vor der Zeremonie.

Ihre Einstellung läßt sich leicht an dem Gegenstand ihrer Sorgen und Wünsche ablesen. Sie kommen aus zwei Gründen: um „das Aufgebot zu bestellen“ und um die Einzelheiten der Zeremonie zu vereinbaren. Wenn ihre Papiere in Ordnung sind, dann fühlen sie sich ganz sicher. Die Angelegenheit wird glatt erledigt werden können... Es beschäftigt sie kaum, daß die Gegenwart des Priesters eine sehr ernste Bedeutung hat, nämlich, daß sie im Begriffe stehen, eine heilige Handlung zu vollziehen, bei der das Göttliche eine wichtige Rolle

spielt. Wenige haben eine, wenn auch nur ungenaue Vorstellung davon. Doch wissen sie, besser gesagt: ahnen sie, daß der Trauung eine andere Formalität vorangeht: die Beichte oder die Erlangung einer Beichtbescheinigung, wenn sie sich außerhalb ihrer zuständigen Pfarre vermählen. Gewiß, es ist eine unangenehme Förmlichkeit, aber doch nicht mehr als eine solche . . .

Man ahnt, welch große Verantwortung bei einer solchen Haltung auf dem Klerus ruht. Was wird der Geistliche mit solchen jungen Leuten anfangen, die ihn mit der Bitte aufsuchen, ihrer Verbindung, die sie in einem ganz weltlichen Geist gründen, einen religiösen Anschein zu geben? Sie wissen nichts von der christlichen Lehre, nichts vom Sakrament der Ehe, nichts von den heiligen Verpflichtungen, die sie übernehmen sollen. Die Treue, die Unauflöslichkeit, die „eheliche Pflicht“ und alle daraus entspringenden sittlichen Forderungen sind Dinge, von denen sie Vorstellungen haben, die mehr von der landläufigen heidnischen Auffassung geprägt sind als von christlichem Geist. Ihre Eltern haben sie gewiß nicht darauf vorbereitet, nach christlichen Grundsätzen zu leben, ebensowenig aber „der Katechismusunterricht für die Erstkommunion“! Sie haben den Priester seit Beendigung dieses Unterrichtes nicht mehr gesehen. Sind sie überhaupt im Stande der heiligmachenden Gnade? Wenn ja, dann kann es nur infolge Unwissenheit sein . . . Was nun?

Begeht der Priester nicht einen Verrat an seinem Amt, wenn er seine Bereitschaft erklärt, ihre Trauung zu

vollziehen, ohne mehr zu verlangen, als daß nur ihre Papiere in Ordnung sind? Vernachlässigt er nicht seine Pflicht gegenüber den künftigen Ehegatten? Wieder einmal sollen wir also zu einer Lüge unseren Segen geben und uns für eine Komödie zur Verfügung stellen. Gerade diese Gelegenheit ist so günstig: diese jungen Leute lieben sich meistens, ja fast immer. Gott ist die Liebe. Unsere Religion gründet sich ganz und gar auf seine Liebe zu uns und auf die Nächstenliebe, die er von uns verlangt. Die Hilfe Gottes ist erforderlich, damit die menschliche Liebe bewahrt und verklärt werde. Hier sind die Wege zu ihren Herzen und zu ihrem guten Willen. Wozu sind wir noch da, wenn wir sie nicht beschreiten? ... Haben wir überhaupt das Recht, durch unsere Gegenwart einer Eheschließung einen religiösen Charakter zu verleihen, wo doch die Gefahr besteht, daß diese Ehe ungültig sein kann? Der Codex juris canonici legt uns die Pflicht auf, an die Brautleute die lebenswichtigen Fragen über die Gültigkeit der Ehe zu stellen, an die sie vermutlich gar nicht gedacht haben. Wie könnte die Kirche ihre Zustimmung zu einem derart wichtigen Akt geben, ohne sich hierüber Klarheit verschafft zu haben?

Wir befinden uns bei einem Pfarrer. Einige Priester und Laien sind zu einer Besprechung in Sachen der Katholischen Aktion beisammen. Der Kirchendiener erscheint und meldet, daß zwei junge Leute in der Sakristei warten, um sich für ihre Eheschließung anzumelden. — „Sind ihre Papiere in Ordnung? Ja... Gut... Nun, lassen Sie sie eintreten!“ Die jungen Leute werden eingelassen

und freundlich empfangen: „Sehr erfreut... Meine Glückwünsche... Sie stehen vor einem bedeutsamen Schritt... Sie kennen doch Ihre Pflicht, nicht wahr?... Gut, in Ordnung! Die Trauung wird Sonntag, den soundsovielten, stattfinden. Am Vortag kommen Sie zur Beichte... Ja, halt, welche Klasse wünschen Sie?... Etwas ganz Einfaches, ganz recht! Nun, Sie müssen sich mit dem Kirchendiener darüber einigen...“ Die jungen Leute werden hinausgeleitet. Sie sind offenbar entzückt, so billig davongekommen zu sein.

Wo sind wir eigentlich? Im Pfarrhaus oder am Standesamt? Im sakramentalen oder im weltlichen Bereich? Der Vorfall ereignete sich, bevor die eingehende Befragung zwingend vorgeschrieben wurde, für die der Priester jetzt das Muster in Händen hat. Dies gestattet ihm nun, unter Berufung auf seinen vorgeschriebenen Text die wesentlichen Fragen zu stellen, ohne gleich in den Ruf eines neuerungssüchtigen, unduldsamen Originals zu kommen. Welch wertvolles Schriftstück! Wie leicht ist es nun, mit seiner Hilfe die nötige Untersuchung anzustellen und unerläßliche Aufklärungen zu erlangen! Man darf es allerdings nicht wie einen behördlichen Fragebogen verwenden, den der Kirchendiener ebensogut wie der Priester ausfüllen kann!

„Sind Sie praktizierender Katholik?“ lautet die Frage Nr. 8. „Nein, mein Verlobter ebenfalls nicht“, antwortet ein junges Mädchen dem P. Remillieux. „Sind Sie genügend unterrichtet über die christliche Lehre und namentlich über die Pflichten der Eheleute?“ heißt es in Frage 13: „Nein“, antwortet das junge Mädchen. Ein

klares „Ja“ sagt sie zu den Fragen 15 und 16: „Wollen Sie eine christliche Ehe gründen und einen christlichen Haushalt führen (mit allen dazugehörigen Postulaten: Einigkeit, Unauflöslichkeit, Kindersegen usw...)?“

Wenn sich der Pfarrer mit dieser lediglich grundsätzlichen Antwort begnügt, die in offenem Widerspruch zu der vorhergehenden steht (da ja die Unkenntnis der Lehre und ihrer Verpflichtungen zugegeben wurde), wenn er sich nicht die Mühe gibt, von den Pflichten zu sprechen und sie zu erklären, und die Schwierigkeit betont, sie ohne Hilfe der göttlichen Gnade zu erfüllen, wenn er nicht einmal den festen Entschluß verlangt, sich die nötigen Kenntnisse zu verschaffen und auf christliche Weise zu leben — ja, wozu ist dann diese ganze Befragung noch gut? Es kommt höchstens zwecklos ein weiteres Papier zu allen übrigen hinzu...

Glücklicherweise gibt es genug Priester, die sich ernstlich mit der Frage befassen, und die den künftigen Ehegatten helfen, sich ihrer Aufgabe bewußt zu werden oder, wenn dies schon unmöglich wäre, sie von einem falschen Schritt abzubringen.

Wir wollen uns wieder Notre-Dame Saint-Alban zuwenden. Ich erteile das Wort dem P. Remillieux, der uns eine Erinnerung aus der Zeit vor zwanzig Jahren erzählen wird. Gewiß, es handelt sich da um einen Grenzfall, der aber doch nicht so ungewöhnlich ist.

Es war eines Wintertags bei Einbruch der Dämmerung. Ich kam gerade ins Pfarrhaus zurück. Ein junger Mann stieg die Stufen empor. Er bemerkt mich und sagt in

barschem Tone: „Ich komme wegen einer Trauung.“ — „Gut, mein Lieber. Treten Sie doch ein.“ — „Das ist nicht nötig, ich habe es eilig.“ — „Nun, dann kommen Sie eben ein anderes Mal. Wir wollen einen Zeitpunkt festsetzen. Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung... Von Mitternacht bis Mitternacht.“ — „Aber ich habe ja alle meine Papiere.“ — „Ihre Papiere werde ich mir nachher ansehen. Sie werden mir dann den Beweis erbringen für das, was Sie erzählt haben. Vorher müssen wir uns aber ein wenig unterhalten!“ — „Wozu denn, Herr Pfarrer? Ich werde schon zahlen.“

Ich hebe abwehrend die Hände: „Es handelt sich nicht um Geld! Auch wenn Sie mir 500 000 Franken gäben, würde ich diese doch in die Rhône werfen.“

Mit energischer Gebärde fordere ich ihn auf, einzutreten. Nachdem er sich gesetzt hat, sage ich ihm: „Sie sind ungläubig, nicht wahr?“ — „Jawohl, Herr Pfarrer, ganz und gar.“ — „Was wollen Sie denn dann von mir? In Wahrheit bitten Sie mich um nicht mehr und nicht weniger, als in der Kirche vor mir knien zu dürfen. Aber, aber, das kann doch nicht Ihre Absicht sein! Ich garantiere Ihnen, daß mir niemals eine solche Idee gekommen wäre, wenn ich ein Ungläubiger wäre! Was werde ich Ihnen in der Kirche sagen? In einer Sprache, die Sie nicht verstehen, und die zu verstehen Sie sich auch nicht im geringsten bemühen, werde ich Ihnen von Wahrheiten sprechen, an die Sie nicht glauben! Das ist eine Komödie, die Ihrer unwürdig ist. Dann setzen Sie noch hinzu: Ich werde Sie schon bezahlen! Wofür halten Sie mich eigentlich? Sie irren sich in der Adresse!...“

Mein Gegenüber ist völlig bestürzt. Er ist sicher ein antiklerikaler Aktivist. Sein Auftreten, der von ihm angeschlagene Ton ließen daran keinen Zweifel. Wahrscheinlich hat ihn ein intimer Grund zu diesem pein-

lichen Schritt veranlaßt. Vermutlich wollte er damit seiner Braut angenehm sein. Ich fahre also fort:

„Zu einer Heirat gehören zwei Leute. Zweifellos hat Ihre Verlobte Sie gebeten, mich aufzusuchen, und ihrethalben wollen Sie nun durch das kaudinische Joch gehen, was Sie ohne ihren Wunsch nicht getan hätten. Ist sie eine Christin?“ — „Keineswegs, sie ist ebenso ungläubig wie ich.“ — „Guter Himmel, verlangen Sie dann nicht von mir, was Sie im Sinne haben. Ich werde unter keinen Umständen im Namen der Kirche an einem Akt teilnehmen, der sich für Sie in einem ganz anderen Bereich als dem Gottes abspielt, an den Sie gar nicht glauben!“

Nun waren wir da, wo wir sein sollten: in der ungeschminkten Wahrheit. Mein junger Mann hatte es plötzlich nicht mehr so eilig. An diesem Punkte konnten wir aber nicht stehenbleiben.

Nach einer Zeit des Schweigens setzte ich das Gespräch fort: „Sie haben vorhin Papiere erwähnt. Sie sind also getauft? Ihre Verlobte auch?“ — „Ja, aber es ist nicht meine Schuld, daß ich getauft wurde!“ — „Das will ich gerne glauben, daß Sie nicht dafür verantwortlich sind. Es ist die Schuld irgendeines anderen. Sie gehörten zu einem ‚Missionsmilieu‘, und man durfte Sie nicht ohne eine gewisse Garantie taufen. Sie sehen nun, was dabei herausgekommen ist, und in welche Lage man Sie gebracht hat: in die Lage eines, der bereit ist, das zu entweihen, was wir für heilig halten; der es für einen mir unbekanntem menschlichen Zweck mißbrauchen will, der selber meint und den anderen die Überzeugung beibringen will, daß man mit Geld von den Pfaffen alles haben kann. . . Das ist außerordentlich unangenehm für Sie wie für mich. Wer trägt die Schuld? Vielleicht der Priester, der nicht anspruchsvoll genug war? Vielleicht Ihre

Eltern, die es ,wie andere machen wollten'? (Angenommen, Sie wären wie die anderen, dann hätten Sie keine Unannehmlichkeit bei der Eheschließung...) Vielleicht liegt die Schuld auch darin, daß Ihre Mutter in der Klinik, in der sie sich damals befand, sich fragte, warum sie die Taufe ablehnen sollte. (Das kann ihm schließlich nicht schaden!...) Jetzt ist das allerdings nicht mehr wichtig. Darf ich Sie aber fragen, warum Sie eigentlich diesen Schritt unternehmen, wenn die Initiative weder von Ihnen noch von Ihrer Verlobten ausgeht? — „Es ist wegen der Großmutter meiner Braut. Sie ist — wie soll man sagen? religiös? nein, eher abergläubisch! — und sie legt Wert darauf, daß wir uns kirchlich trauen lassen. Wir würden ihr sonst Kummer bereiten.“

Sofort greife ich das Wort „abergläubisch“ auf: „Sie haben recht. Wenn die Großmutter Ihrer Verlobten wirklich religiös wäre, würde sie ihre Enkelin nicht dazu drängen, das Sakrament unter solchen Bedingungen zu empfangen, das Heilige zu entweihen! Sie hätte ihr dann das gesagt, was ich Ihnen sage. Sie hätte versucht, auf sie Einfluß zu nehmen, sie hätte gebetet, gelitten; aber ihr religiöses Empfinden hätte ihr verbieten müssen, von ihr zu verlangen, was sie nun tut.“

Dann fügte ich noch hinzu: „Gestatten Sie mir noch eine Bemerkung? Nehmen Sie an, ich hätte Sie anders empfangen, hätte Ihnen die Hand geschüttelt (das können wir übrigens trotzdem tun) und Ihnen gesagt: Mein lieber Freund, da Sie es eilig haben, werden wir uns beeilen. Wohnt Ihre Verlobte im Pfarrbezirk? Ja? Dann geben Sie mir ihr Taufzeugnis. Bereiten Sie sich gut vor auf diesen wichtigen Schritt. Kommen Sie am Tag vor der Trauung zur Beichte, usw... Wenn ich so mit Ihnen gesprochen hätte, wären Sie befriedigt

fortgegangen. Sie wären dann in den Beichtstuhl gekommen. Was hätten Sie mir da erzählt? Ich setze voraus, daß Sie aufrichtig gewesen wären. Ich hätte Ihnen vermutlich die Absolution nicht erteilen können. Und was dann? Sie wären kirchlich getraut worden... Sie erklärten sich bereit, zu zahlen. Mit welchen Gefühlen hätten Sie die Kirche verlassen? Sie hätten die Erinnerung an ein Geschehen mitgenommen, für das Sie sich zeit Ihres Lebens verbürgt hätten, da Sie es ja selbst erlebt hätten: Bei den Pfaffen braucht man nur zu zahlen, und dann ist alles in Ordnung. Das ist ja alles nur leerer Formalismus... Ein prächtiges Resultat, fürwahr! Niemals wären Sie von einer Unruhe über den wahren Wert Ihrer seelischen Verfassung ergriffen worden... Jetzt hingegen ist Ihnen aufgegangen, daß da ein Problem vorliegt.

Noch eine andere Sache ist aber zu erwähnen: Ich wünsche aufrichtig, daß Sie Ihre Braut lieben, daß Sie ihr treuer Gefährte während des ganzen Lebens bleiben. Wir müssen aber schließlich noch eine Möglichkeit in Betracht ziehen. Was täten Sie dann, wenn eine ernste Trübung Ihres gegenseitigen Verhältnisses einträte, wenn sie Ihnen untreu würde? "Ohne Zögern kommt die Antwort, allerdings in weniger barschem Ton; das Gespräch geht ruhig vor sich: „Wir haben ja Gesetze. Ich ginge zum Gericht.“

Da hatten wir's... Selbst wenn es zu einer kirchlichen Trauung käme, wäre diese angebliche Ehe ungültig. Aber wozu das Gespräch in dieser Richtung weiterführen? Er war doch nicht in der Lage, zu begreifen. Es war besser, ihm eine andere Seite des Problems zu zeigen.

„... Ich nehme also an, daß Sie sich eines Tages scheiden lassen. Einige Jahre später erwägen Sie, eine neue Ehe zu schließen. Wie Sie wissen, ist die Kirche die

treue Wächterin der menschlichen Liebe. Sie erteilt diesen Liebesschwüren, die für die Ewigkeit gelten sollen, ihren sakralen Segen. Man kann sich wohl trennen, bleibt aber trotzdem fürs Leben gebunden. Gegenwärtig ist Ihnen das gleichgültig. Wir wollen aber einmal eine Möglichkeit ins Auge fassen. Unter dem Einfluß jetzt unvorhersehbarer, vielleicht recht schmerzlicher Umstände mögen Sie eines Tages geneigt sein, sich die inhaltsschwere Frage zu stellen: Was ist das Leben? Wozu dient das Leiden? Woher komme ich? Wohin gehe ich?... Alles Fragen, die Sie sich vielleicht nie vorgelegt haben. Nun beginnen Sie zu suchen: die Wissenschaft gibt Ihnen keine Antwort, weil das nicht ihr Aufgabengebiet ist; die philosophischen Systeme widersprechen sich gegenseitig.. Da wenden Sie sich nun der Religion zu; ein Christ öffnet Ihnen die Augen, die Gnade trifft Sie. Kurz und gut, Sie werden Christ. Und nun kommt das Drama! Dieser neue Glaube, der für Ihr Leben wesentlich und notwendig geworden ist, befindet sich in Widerspruch mit Ihrer neuen Liebe. Sie sind nicht miteinander in Übereinstimmung zu bringen. Jetzt heißt es, eine Wahl treffen. Sie sind kirchlich getraut worden, dieses Band ist heilig, daran läßt sich nichts ändern! Wie würden Sie an diesem Tag bitter bereuen, was Sie jetzt als eine bloße Formalität betrachten, was aber die Kirche ganz ernst nehmen muß!... Ich bitte Sie sehr, tun Sie das nicht!...“

Ich habe alles gegeben, was ich geben konnte. Dieser junge Mann, der hochmütig und feindselig gekommen war, nahm nun meine Hand und schüttelte sie so, daß ich es nie vergessen werde. Seine Ergriffenheit teilte sich mir mit. „Herr Pfarrer, ich wußte gar nichts von dem, was Sie mir da sagten. Niemals in meinem Leben hat man so zu mir gesprochen.“

Habe ich nicht auf diese Weise besser für Christus und die Wahrheit gewirkt, als wenn ich die Augen vor dem Irrtum dieses Menschen geschlossen hätte?

Gewöhnlich haben die jungen Leute, die wegen einer Eheschließung zum Priester gehen, eine weniger entschiedene Haltung. Das ist nur ein Grund mehr, sie mit Feingefühl und Vorsicht zu behandeln. Dieses Amt erfordert Eigenschaften, die nicht aus dem Ärmel geschüttelt werden können, und die die ganz jungen Priester noch nicht besitzen — schon deshalb nicht, weil sie im Seminar kaum darauf vorbereitet werden. In Paris ist gewöhnlich ein erfahrener Mann, also meist der erste Vikar mit den Eheschließungen betraut. Wenn er seine Arbeit gewissenhaft macht, kann er in fruchtbarer Weise ein Apostolat ausüben — allerdings unter der Bedingung, daß er nicht nur ein in der Lösung schwieriger Fälle erfahrener Kanonist ist, sondern vor allem ein *Priester*, der sich mit Liebe den neu zu gründenden Familien zuwendet. Andernorts werden die Ehesachen als eigentliche Seelsorgsaufgaben angesehen. Auf alle Fälle bedarf es eines Priesters, der mit den Problemen des modernen Lebens genau vertraut ist und Einblick in die Tiefen der menschlichen Liebe hat, der das nötige diplomatische Geschick beim Empfang der Brautleute und bei der Einflußnahme auf sie besitzt, der zugleich Psychologe und Glaubensstreiter ist. Der Pater Novizenmeister des Prado (dem fertige Priester unterstehen) hat diese Notwendigkeit sehr wohl begriffen, wie uns bekannt ist. Er bittet nämlich die Pfarrer,

die seine Novizen im Probedienst verwenden (von Freitag bis zum Montag jeweils!), sie nach Maßgabe des Möglichen in diese schwierige Materie ihres Amtes einzuführen.

Es ist kaum jemand anders als der Priester dazu berufen, den Geist und die Herzen für die Schönheiten des christlichen Lebens zu öffnen, die in dem Sakrament der Ehe aufleuchten. Die Eltern sind leider meist ungeeignet dazu; selbst die besten Christen wissen manchmal nicht, wie und in welchem Zeitpunkt sie das tun sollen. Es ist nur natürlich, daß sich die jungen Leute, denen es ein bedeutsames Anliegen ist, ihr Christentum zu verlebendigen, an den Priester wenden. Vielen geht es wie den Mitgliedern der Wandergruppen des P. Remillieux, die ihm sagen: „Bringen Sie uns doch bei, die menschliche Liebe in die göttliche einzubetten. Erklären Sie uns, wie die Liebe das Opfer des eigenen Ich ist, wie unsere natürliche Liebe mit unserer Liebe zu Gott in Einklang und in eine hierarchische Ordnung zu bringen ist.“ Wenn bei ihnen auch die Aufgabe nicht ganz einfach ist, so ist sie doch weitgehend erleichtert. Sie schreiten wohl vorbereitet zur Ehe. Wenn es in einer Pfarre eine gewisse Anzahl so geformter junger Männer und Mädchen gibt, dann kann man einen festen Kern christlicher Familien schaffen. Aber was soll man mit den anderen tun, die keinerlei Ansprüche erheben? Sie kommen zum Priester mit ganz bestimmten Bewußtseinsinhalten und Vorstellungen: Sie sind getauft, das ist schon einmal eine Formalität, die erledigt ist; sie

legen Wert darauf, mit dem Pfarrer gut auszukommen; das steht auf einem anderen Blatt geschrieben; sie wollen heiraten, das ist eine neuerliche Formalität, der man sich unterziehen muß. Das Band aber zwischen ihrer Taufe, dem Priestertum und ihrer Eheschließung, das die Sakramente untereinander verknüpfende Band sehen sie nicht. Das Heilige ist ihnen völlig fremd. Sie stellen daher keinerlei Verbindung zwischen ihrer bräutlichen Liebe und dem Sakrament der Ehe her. Hier ist der Punkt, an dem die priesterliche Aufgabe ansetzen muß. Der Priester kennt die jungen Leute gar nicht oder nur von ferne... Aber er wird, er muß sie kennenlernen.

Das Wichtigste vorerst ist, eine ernsthafte Unterredung herbeizuführen. Gewöhnlich sind sie hierzu auf den ersten Anhieb nicht leicht zu bewegen. Sie denken: unsere Hochzeit findet in vierzehn Tagen, in drei Wochen statt... Das Aufgebot, die Zeremonie müssen besprochen werden... P. Remillieux gibt dann seinem Erstaunen Ausdruck: „Ich kenne Sie ja doch gar nicht! Wie ist das möglich? Sie bitten mich um ein Sakrament, das die gänzliche Hingabe Ihrer Person zum Wohle eines anderen, zum Wohle der von Ihnen zusammen gebildeten Gemeinschaft segnen und in den Bereich des Göttlichen heben soll. Das ist etwas ganz Ungeheures! Wir müssen unbedingt darüber sprechen!... Wann haben Sie Zeit? Sie sind ja zu zweit... Ich muß auch Ihren Verlobten (Ihre Verlobte) sehen... Wir wollen doch gleich den Zeitpunkt festsetzen!“

P. Remillieux legt großen Wert darauf, sie beide zusammen zu sehen. Er beachtet auch das bestehende Recht, nach dem jeder einzeln empfangen werden und den Schwur aufs Evangelium leisten soll, dann die Wahrheit zu sagen, wenn die Fragen entsprechend dem vorgeschriebenen Fragebogen an ihn gerichtet werden. Diese nach seiner Ansicht unerläßliche Unterredung (gegebenenfalls auch mehrere) bereitet jenes offizielle Gespräch vor.

In dem Fragebogen gibt es Fragen rein positiven Charakters, wie: „Sind Sie getauft worden? Wann? Haben Sie schon einmal eine Ehe geschlossen?“ usw... Aber dann kommt die inhaltsschwere achte Frage: „Sind Sie praktizierender Katholik?“ Damit tritt man in die kritischste Phase der Befragung ein, namentlich wenn man dieses kleine unscheinbare Wort in der folgenden Frage unterstreicht: „Liegen *andere* Hinderungsgründe Ihrer Ehe vor?“

Weiß man, was ein einfaches „Ja“ auf die erste der beiden Fragen bedeutet, wenn man sich ohne weiteres damit begnügt? Für wie viele heißt „praktizierender Christ“ sein, zu den großen Festtagen zur Kirche zu gehen und die Osterkommunion zu empfangen? Die eigentlich wesentliche Frage, die dem gedruckten Text zu Grunde liegt, ist folgende: „Nimmt Gott einen Platz in Ihrem Leben ein? Ist das Übernatürliche für Sie eine Realität? Wenn nicht, wie können Sie, meine armen Kinder, den Anspruch auf Abschluß einer christlichen Ehe erheben? Fühlen Sie nicht, wie wenig Ihnen die

Natur helfen wird, wenn Sie wollen, daß in Ihrem künftigen Eheleben die Grundsätze der Einheit, Unauflöslichkeit und Fruchtbarkeit verwirklicht werden sollen? Ahnen Sie nicht, wie sehr Sie dazu des übernatürlichen Lebens bedürfen werden?

... Die *Einheit*: Ist die Natur an sich so streng monogamisch, wie es eine junge Liebe fordert? Bedarf es da nicht vielmehr der Hilfe desjenigen, der selber ganz Liebe ist, wenn Sie ihren Schwung und ihre Lebendigkeit erhalten wollen? Lieben, das heißt das Wohl eines anderen wollen, sein ganzes, ungeteiltes Wohl, manchmal zum Nachteil der eigenen Regungen. Ist der Mensch allein dessen fähig? Dürfen Ihrer Treue die Lehre, welche uns das Kreuz gibt, das göttliche Leben, das es uns vermittelt, fremd bleiben? — ... Die *Unauflöslichkeit*: In wessen Namen können Sie versprechen, daß dieses Band, das Sie nun knüpfen wollen, niemals zerrissen wird, wenn Sie das Band nicht durch einen Weiheakt, durch eine heilige Handlung in die Hände Christi legen? Flößt Ihnen die Gebrechlichkeit Ihrer Natur nicht Besorgnis über die Gebrechlichkeit Ihrer ehelichen Verbindung ein, falls Sie nicht in der ernstesten Bedeutung des Ausdrucks zur Familie der Kinder Gottes gehören? Sie lieben sich, das ist gewiß! Ihre Liebe wird aber zweifellos später Widrigkeiten, Bedrängnissen und Ermüdungen ausgesetzt sein. Wer wird sie in diesem Zeitpunkt verteidigen, wenn sie nicht unauflöslich in der allumfassenden Liebe Christi verwurzelt ist? Wenn Sie Gefährten fürs Leben sein wollen, müssen Sie Ge-

fährten für die Ewigkeit sein! ... Die *Fruchtbarkeit*: Die Natur verlangt sie wohl, aber der durch die Erbsünde verdorbene Mensch kann ihr durch widernatürliche Mittel entgegenwirken. Woher soll Ihre Kraft kommen, gegen den Egoismus zu kämpfen und Ihre Sendung zu erfüllen, wenn Gott nicht mit Ihnen ist?“ P. Remillieux zögert nicht, die Probleme ganz konkret aufzuzeigen, namentlich wenn er sich an den jungen Mann wendet:

„Sie sind also verheiratet. Ihre Frau erwartet ein Kind. Sie müssen auf ihre Gesundheit Rücksicht nehmen. Sie können mit ihr nicht wie bisher Verkehr haben. Was werden Sie nun tun? Ich sehe nur drei Möglichkeiten, keineswegs vier...“

1. Entweder, Sie lassen sich zu unerlaubten Beziehungen und Verkehr mit anderen Frauen hinreißen. Denken Sie an derartiges schon bei Aufnahme Ihres Ehelebens?...

2. Oder: Sie treiben geschlechtlichen Mißbrauch und lassen es an der einander schuldigen Achtung fehlen. Das ist dann der Zusammenbruch Ihrer Liebe, die Reinheit Ihrer Intimität ist entweiht. Irgend etwas ist nicht mehr in Ordnung...

3. Oder schließlich: Die christliche Haltung, unbegrenzte gegenseitige Hochachtung, unversehrte Liebe... Das geht aber über die gewöhnliche Kraft der Menschen. Sie brauchen die Gnade, das Übernatürliche muß in das Natürliche eindringen!

Sie sagen mir, daß Sie kein praktizierender Christ sind, das Göttliche für Sie im Grunde nicht existiert. Das ist sehr ernst! Wie schade, daß Ihre Trauung schon in vierzehn Tagen stattfindet. Sie wollen eine christliche Familie gründen, das geben Sie mir als Antwort auf

Frage fünfzehn. Dabei gestehen Sie, daß Sie von der christlichen Lehre nichts wissen. Ich bitte Sie inständigst: Versprechen Sie mir, während Ihres ersten Ehejahres, vor der Ankunft Ihres ersten Kindes das zu tun, was Sie vorher, während Ihrer Verlobungszeit hätten tun sollen. Kommen Sie wieder, verschaffen Sie sich die nötigen Kenntnisse. . .“

Solche Unterredungen rufen das Beste in ihrem Herzen wach. Gewöhnlich ist es das erste Mal, daß der Priester zu ihnen von diesen Dingen gesprochen hat; denn seitdem sie erwachsen sind, haben sie sich nie mehr bei ihm blicken lassen. Sie fühlen meist, daß ihnen irgend etwas fehlt. Sie versprechen, wiederzukommen. Die Mehrzahl jener, die kommen, haben noch ein Fünkchen Glauben, christlichen Geistes in sich. Jetzt oder nie ist die Gelegenheit gegeben, die Bereitschaft auszunützen, damit die Flamme wieder entfacht und lebendig erhalten werde. Sie haben gefühlt, daß das Christentum keine bloße Formalität ist. Wenn man sie jetzt laufen läßt, verliert man eine nie wiederkehrende Gelegenheit. Der Priester kann aber nicht alles allein machen. Er muß die Katholische Aktion, die anderen christlichen Familien heranziehen. Am Ende dieses Kapitels werden wir darauf zurückkommen.

Wenn die Verlobten infolge eines glücklichen Umstandes P. Remillieux rechtzeitig aufsuchen — etwa sechs Wochen oder zwei Monate vor der Trauung —, empfängt er sie an mehreren Abenden, um sie gründlich vorzubereiten. Viele Stunden werden dieser Unterweisung

gewidmet. Das ist eine priesterliche Aufgabe im wahren Sinne des Wortes, die reiche Früchte trägt. Was hat es mit der Beichte auf sich, dieser berühmten Beichte, die, wie es scheint, für die Brautleute geboten ist? — Das kanonische Recht schreibt vor, daß kein Priester eine Trauung vollziehen darf, ohne die Sicherheit zu haben, daß die Verlobten vorher „sacramentaliter“ gehört worden sind. Er kann selbstverständlich nicht die Versicherung verlangen, daß sie die Absolution erhalten haben; denn das käme einem Bruch des Beichtsiegels gleich, da ja die Absolution aus Gründen verweigert worden sein kann, die allein der Spender des Beichtsakramentes kennt. Was hat im Einzelfall zu geschehen? — Bei einigen ist die Sache einfach: sie sind bereit; sie anerkennen, ihre Gewissenspflicht verletzt, gegen Gott gesündigt zu haben. Durch die vorhergegangene Unterredung oder auf eine andere Weise sind sie aufgeklärt worden, und sie sind entschlossen, von ihrer Eheschließung an ein neues Leben zu beginnen. In einem solchen Falle ergibt sich die Notwendigkeit zur Beichte von selbst. — Welche Art Beichte würden die anderen ablegen? Jene, die nur gerade ein wenig erschüttert sind, die vielleicht nicht einmal das Bewußtsein davon haben, bis jetzt gesündigt zu haben, die in aller Einfalt zugeben: „Seit meinem zwölften Lebensjahr habe ich nicht mehr gebetet; ich gehe niemals zur Messe“, die mit knapper Mühe den guten Willen haben, zu verstehen, was eigentlich die Religion ist? Wie können sie sich dessen anklagen, was sie bis jetzt nicht

beunruhigt hat? Ihre Seele hat nie auf den Knien gelegen. Können sie die volle Erkenntnis von dem haben, was sie tun, können sie mit ganzem Herzen dabei sein, wenn sie jetzt wirklich niederknien? Wenn man sie zur Beichte drängt, besteht die Gefahr, daß sie religiöse Akte als rein juristische Vorschriften betrachten. Ist es nicht besser, zu warten, bis ihre Seele die göttliche Gnadenwirkung herbeiruft, bis sie zu einer grundlegenden inneren Änderung bereit sind? Der Priester, der ihre Vorbereitung geleitet hat, ist auch seiner Pflicht nachgekommen, sie im Bereich des Sakralen zu hören. Das ist alles, was man im Augenblick tun kann.

Nachdem wir uns mit der Vorbereitung zur Ehe befaßt haben, wollen wir uns nun der Trauungsfeier zuwenden.

Es wird über die Entchristlichung Klage geführt. Gewisse Ursachen werden besonders hervorgehoben. Man vergißt dabei aber nur allzu leicht, welche tödlichen Schläge dem Christentum durch beklagenswerte Mißbräuche zugefügt worden sind... Es ist unverkennbar, daß diese Mißbräuche im Abnehmen begriffen sind. Eine allgemeine Offensive ist gegen sie im Gange. Sie müssen aber zur Gänze und überall verschwinden.

Ähnliche Berichte wie der folgende des P. Remillieux könnten leider immer noch gebracht werden, wenn man in gewissen Pfarren an sogenannten „großen Hochzeiten“ teilnimmt.

Vor vielen Jahren blieb ich eines Tages gegen Mittag in der Nähe des Portals einer Lyoner Kirche stehen, wo

eine Trauung stattfinden sollte. Ein Teppich bedeckte die Stufen, lief über den Gehsteig und erstreckte sich bis zur Straße. Eine Menge von Leuten, unter denen anscheinend die Putzmacherinnen und die Hausbesorgerinnen der Nachbarschaft in der Überzahl waren, erwartete den Hochzeitszug. Ich blieb auch stehen. Landauer, bespannt mit schwarzen Pferden, fahren vor. Durch die weit geöffnete Kirchentür schreitet der Ordner. Hinter ihm folgen zwei Schweizer, zahlreiche Chorknaben und eine Zahl von Priestern, die sicherlich den Bestand der Pfarrgeistlichkeit übersteigt. Blattpflanzen sind in verschwenderischer Fülle aufgebaut. Kurz und gut, es ist eine Luxustrauung! Das Heiligtum des Herrn hat eine Ausschmückung erhalten, die es nicht einmal zu Ostern kennt.

Dem ersten Landauer entsteigt die Braut, gekleidet in eine Robe aus weißer Seide mit einer langen Schleppe, die in nichts an das Taufkleid erinnert. Aus dem zweiten Landauer steigt ein junger Offizier in roter Hose und mit federwallendem Tschako; die übrige Aufmachung ist dementsprechend... Daran schließt sich ein langer Hochzeitszug.

Während sich der Zug in Bewegung setzt, schlagen die zwei Schweizer den Boden heftig mit ihren Hellebarden. Orgelgebräus erschallt. Hinter dem Zug drängen die Zuschauer in die Kirche, die sich schnell füllt. Viele Leute schwatzen sofort darauf los, sobald sie sich gesetzt haben.

Die Zeremonie nimmt ihren Anfang. Ein Priester verliest, den Brautleuten zugewendet, irgend etwas Unverständliches. Nach den Wortfetzen, die man vernimmt, sind es offenbar Lobesworte über die Ahnen... Kein Mensch scheint sich dafür sonderlich zu interessieren. Wozu soll eine solche Rede bei Leuten dienen, denen die Erhaben-

heit des Ehesakramentes wahrscheinlich unbekannt ist? Nach Beendigung der Ansprache zeigen einige Gebärden an, daß die Brautleute ihr Ja gesagt haben. Der Priester segnet die Ringe, und in Eile haspelt er einige Gebete ab — es ist ja auch schon fast 1 Uhr. Dann steigt er die Stufen zum Altar hinan, um die Messe zu zelebrieren. Sogleich beginnt ein großes Konzert: Orgel, Flöten, eindringliche, schmeichelnde Melodien nehmen die Aufmerksamkeit gefangen. Was hat das alles mit der Messe zu tun?

Eine Frau ohne Hut, die bisher bewegungslos an einem Pfeiler gelehnt war, richtet sich plötzlich auf, reckt den Arm in Richtung auf den Ehegatten und schreit mit gellender Stimme: „Du Feigling!“ Die Zunächststehenden stürzen herbei und befördern sie hinaus.

Ich ging auch weg, wobei ich mir schwor, daß sich in meiner Kirche keine solchen Skandale ereignen sollten, wenn ich jemals Pfarrer einer Gemeinde werden sollte. Ich hatte noch nicht alles gesehen. Was war mir entgangen? Die Ehrenfräulein in Abendkleidern, die am Arm ihrer Kavaliere durch die Kirche wandelten und unter dem Vorwand einer Kollekte vom Offertorium bis zum Ende der Messe ihre Toiletten zur Schau stellten; die lügenhaften Schmeicheleien in der Sakristei; das Gedränge, um als erste hinauszukommen. Wieder einmal war Christus, der sich seinem Vater dargeboten hatte, um die Sünden der Welt zu tilgen, bespien und gekreuzigt worden; verhöhnt von dieser Menschenansammlung hier, die seinem Mysterium ebenso verständnislos, ebenso unwissend gegenüberstand wie seinerzeit die Juden, die aber ebensowenig entschuldbar ist, wie jene es waren. Keiner hat diesen Leuten jemals von der wundervollen Wirklichkeit der Sakramente gesprochen. Aber was taten dann bei dieser Veranstaltung die Priester? In

welchem Zeitpunkt erfüllten sie ihr priesterliches Amt? Das Heidentum ist in den Tempel Gottes eingedrungen. Christus ist dort nicht verehrt und verteidigt worden. Er wird auch keinen Platz in dem ehelichen Gemach haben, das einstens die Kirche segnete. O, wie arm ist die menschliche Gesellschaft!

Geht man von den „großen Hochzeiten“ zu den „kleinen“ über, die gewöhnlich am Samstag stattfinden, dann ist zwar der Gegensatz beträchtlich, der Eindruck ist aber nicht minder traurig. Die beiden Ehegatten und die von ihnen eingeladenen Freunde sind den ganzen Samstag-nachmittag und den darauffolgenden Sonntag am Feiern. Wenn am Standesamt oder in der Kirche das Wort „Liebe“ fällt, dann platzt man vor Lachen heraus. Da es sich um eine Armentraung handelt, sind die Zeremonien auf das unumgänglich Nötige beschränkt; entweder wird gar keine Messe gefeiert oder nur eine stille Messe ohne Orgel und Gesang. Priester und Brautleute kennen sich kaum, meist sind sie sich sogar völlig fremd. Die rituelle Ermahnung wird aus einem Buch verlesen, eine Allerweltsermahnung, die auf jeden, d. h. auf niemanden paßt. Die Teilnehmer dieser Hochzeit haben ebensowenig ein Meßbuch wie die Gäste der mondänen Trauung. Die Gebete, die gesprochen werden, sind ihnen alle unbekannt. Wenn zum Unglück diese „kleine Trauung“ zur selben Zeit wie eine „große“ stattfindet, dann werden die armen Leute eine unauslöschliche Erinnerung an diesen Gegensatz bewahren. Niemals wird ihnen begreiflich gemacht werden können, daß alle

Christen Brüder sind und einen gemeinsamen Vater haben. Es gibt eben Leute, die zahlen können, und andere, die es nicht können. Ein neues Samenkorn des Antiklerikalismus ist tief in die Herzen gesenkt worden. Es ist menschlich begreiflich, daß diese Saat nicht mehr auszurotten ist. Sind sich denn die Priester nicht bewußt, daß sie schuldig werden an einer weiteren Entchristlichung, wenn sie sich diesen schalen Gewohnheiten nicht widersetzen, wenn sie praktisch an diesen Mißbräuchen mitwirken, unter denen sie persönlich nicht leiden? Unsere kleine Hochzeitsgesellschaft macht sich davon. Sie wird in einem Vorstadtwirtshaus empfangen. Hier ist man so richtig im eigenen Element. Es wird gelacht, getanzt und getrunken, soviel man kann. Wann gehen die Leute auseinander, am Abend schon oder erst am nächsten Morgen? Das hängt ganz von ihren finanziellen Möglichkeiten ab. Was geschieht nachher? Was ist vorher geschehen? Am Montag in der Fabrik oder im Büro lassen die Kameraden und Arbeitskollegen die üblichen Scherze los. Ein neuer Hausstand hat sein Dasein begonnen —, und die Kirche hat zu diesem Anfang ihren Segen gegeben.

\*

Glücklicherweise verlieren diese bedauerlichen Gewohnheiten mehr und mehr an Boden. Es gibt noch Pfarreien mit innigem christlichen Geist, die rühmlich hervorgehoben zu werden verdienen: in ihnen ist die Eheschließung eine von altersher geheiligte Einrichtung;

hier wird sie von den Familien ernsthaft vorbereitet und voller Würde und Frömmigkeit gefeiert (ein gewisses Maß von Routine ist allerdings auch hier nicht zu verkennen, und es kann sehr leicht zu Verflachung führen...). Abgesehen davon gibt es jetzt überall Verlobte, die bestrebt sind, aus ihrer Verbindung eine Weihe des Besten, was sie besitzen, eine Weihe von Körper und Geist für die Ewigkeit zu machen „durch Christus, mit Christus und in Christus“. Dieser Akt geht inmitten einer geistlichen Familie vor sich, die mit ihnen einmütig betet und an ihrer jungen Liebe ihre eigene neu entzündet und wieder belebt. Man findet auch mehr und mehr Priester, die gegen die tödlichen Gewohnheiten ankämpfen und sich tatkräftig bemühen, die wahre Sakramentsfeier wiederherzustellen.

In Notre-Dame Saint-Alban werden Verlobungen und Trauungen auf solche Weise in einer Atmosphäre christlicher Wahrheit gefeiert, daß niemand unberührt davon fortgehen kann. Die einzelnen Fälle sind wohl verschieden, der Unterschied wird aber niemals vom Geld verursacht. Einzig und allein der Grad der Aufgeschlossenheit für das Heilige ist maßgebend für die Ausgestaltung der Zeremonie.

Jedesmal, wenn dies möglich ist, das heißt also bei allen jungen Leuten, die im tiefsten Sinn des Wortes christlich sind, wird ein religiöses Verlöbniß gefeiert, ein Verlöbnißversprechen also, wie es die Kirche entgegennimmt, wie es den kanonischen Vorschriften entspricht. Die Verlobungsmesse weist keine Besonderheiten auf,

außer daß die Verlobten ihren Platz inmitten der Versammlung haben. Bei der Opferung bringen sie mit der Hostie ihren Ring dar. Beim Memento der Lebenden werden sie mit ihren Taufnamen genannt. Wenn der Zelebrierende am Ende des Kanons zu den Worten „*Per quem haec omnia*“ gekommen ist, „heiligt, belebt, segnet“ er den Ring, der Träger und Sinnbild alles dessen ist, was der junge Bräutigam jener bringt, die er zu seiner Gattin machen will. Im geeigneten Augenblick wendet sich der Priester zu dem Verlobten und stellt ihm die weiter unten folgende Frage. In den von uns benutzten Ritenbüchern ist sie nicht mehr vorhanden, aber sie findet sich noch in den alten Büchern (jetzt kann man sie auch wieder in den modernen Laienliturgiken, wie z. B. des P. Doncoeur, lesen).

„Johann, versprechen Sie vor Gott und vor der Kirche, die hier gegenwärtige Maria zur Frau und Gattin zu nehmen, wenn diese Sie darum bitten wird?“

„Maria, versprechen Sie vor Gott und der Kirche, den hier gegenwärtigen Johann zu Ihrem Mann und Gatten zu nehmen, wenn dieser Sie darum bitten wird?“

Die beiden Verlobten reichen sich die Hände. Der Priester segnet sie mit den Worten:

„*Ego affido vos in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen.*“

Dann segnet der Priester die Ringe:

„Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde erschaffen hat.“

„Der Herr sei mit euch! Und mit deinem Geiste!“

„Lasset uns beten: O Herr, segne diesen Ring, den ich in Deinem Namen segne, damit, die ihn trägt, ohne Makel sich für ihren Verlobten bewahre. In Deinem Frieden und vor Deinem Angesicht mögen beide einander lieben, solange sie leben. Durch unseren Herrn Jesus Christus.“

Der Priester reicht dann den Ring dem künftigen Gatten, der ihn seiner Braut weitergibt. Diese kleine Zeremonie, bestehend aus Zwiegespräch und Gebet, wird gewöhnlich vor Meßbeginn vorgenommen. Voraussetzung ist, daß alle anwesend sind...

Nach der Messe begeben sich die Verlobten mit den Ihrigen in einen Saal, wo das Liebesmahl (Agape) stattfindet. Hier wird das Lob Gottes gesprochen und gesungen, und man fühlt sich besonders innig miteinander verbunden. Dieses Beisammensein schafft und fördert das Zusammengehörigkeitsgefühl. Vor Schluß der Feier wird in einem Register folgende Eintragung unterzeichnet:

„Heute, am Sonntag, dem... wurde in der Kirche Notre-Dame Saint-Alban in Lyon während des feierlichen Hochamtes das Verlöbniß zwischen ... und ... gefeiert und vor Gott gesegnet.“

Während der mehr oder minder langen Verlobungszeit suchen die Verlobten häufig den Priester auf. Bei diesen Unterredungen werden alle Elemente erörtert, die für die Konstitution einer Ehe im kirchlich sakralen Sinn erforderlich sind. Die Verlobten erwarten nun den Tag ihrer Eheschließung als den schönsten und heiligsten aller Tage.

Die für das Verlöbniß und die Trauung ausgesandten Einladungen geben diese Geisteshaltung kund. Hier ist der Text einer solchen Einladung, der aus vielen ähnlichen ausgewählt ist.

Christus ist mein Leben (Phil 1, 21).

Herr und Frau... (Namen der Eltern) haben die Freude, Sie zu der Gemeinschaftsmesse (um 7.30 Uhr) am 29. Juni 1945 in der Kirche Notre-Dame Saint-Alban einladen zu dürfen.

Marcel und Alice werden das Sakrament der Ehe empfangen, das sie im Herrn für immer vereinigen wird.

Für die hier Genannten, die diese Einladung ausschickten, fand vor einiger Zeit die Trauungsfeier in einer Weise statt, wie es bei glaubenseifrigen Christen hier typisch ist.

Während der letzten zwei Tage vor der Trauung, am Donnerstag und Freitag, zog sich die Braut in ein Kloster zurück. Dort hatte man ihr ein Zimmer unweit der Kapelle überlassen. Der Bräutigam kam morgens, um an der Messe teilzunehmen, und blieb den Tag über dort. Der Priester suchte beide hier auf. Es war Sommerszeit. Man betete und las gemeinsam. Das Leben würde hart sein: alle Möglichkeiten waren im Lichte des Übernatürlichen in Betracht gezogen worden. Am Hochzeitstag, dem Sonntag, trafen sich alle nahen Verwandten und Freunde in der Kirche bei der Gemeinschaftsmesse.

P. Remillieux legt bei dieser Gelegenheit großen Wert auf die Beteiligung der Gemeinde. In vielen Fällen haben die Brautleute und Eltern, selbst wenn sie gute Christen sind, kein Gemeinschaftsempfinden mehr und tragen dem in keiner Weise Rechnung. In der Frage des Zeit-

punktes der Trauung oder der Einladung dieses oder jenes Priesters werden als Gründe die Entfernung der Familienangehörigen, der Freundeskreis und besonders das Berufsmilieu angeführt. In dieser Bevölkerungsschicht erfolgen die Einladungen ausgesprochen nach Brauch und Schicklichkeitserwägungen. Es hat anscheinend gar keine Bedeutung, ob die geistliche Familie, in deren Mitte man lebt, daran teilnimmt oder nicht. Das ist ein gewaltiger Irrtum! Gerade die Gemeinde ist es ja, die die neuen christlichen Familien in die Kirche aufnimmt. Als Ganzes muß sie mit ihrem Pfarrer an der Spitze Zeuge ihrer Schwüre sein. Die geistliche Familie wird aus diesen jungen Familien gebildet. Wenn die Trauung während der Gemeinschaftsmesse am Sonntag vollzogen wird, hat man den höchsten Grad innigen religiösen Geistes und der Wahrheit erreicht.

Die Trauung, von der wir oben begonnen haben zu berichten, ging unter solchen Bedingungen vor sich.

Die Kirche ist gedrängt voll! Die Brautleute sind das Bindeglied zwischen den ständigen Mitgliedern der Gemeinschaft und ihren eigenen Freunden, die so ziemlich von überall herbeigeströmt sind. Die Ansprache, die P. Remillieux hält, ist nur die natürliche Fortsetzung der Gespräche, die er während der Einkehrzeit mit dem Brautpaar hatte. Dadurch werden nun auch alle Anwesenden dieses Geistes der inneren Sammlung und Einkehr teilhaftig.

Mit kräftiger, wenn auch vor innerer Ergriffenheit bebender Stimme sprechen beide ihr „Ja“ aus, das von allen gehört werden kann. Langsam macht darauf P. Remillieux das Kreuzzeichen über ihre verschlungenen Hände, so daß alle es sehen können.

Wie er es immer zu tun pflegt, so erklärt er auch dieses Mal den Sinn des Ringsymbols. Er schildert kurz die

geschichtliche Entwicklung vom eisernen Ring des Sklaven im alten Rom bis zu dem diskret getragenen Goldring als Sinnbild des Liebesbandes. Nachdem die Brautleute die Ringe gewechselt haben, macht er wieder das Kreuzzeichen über dieses gegenseitige Geschenk: „Von jetzt an ist euch alles gemeinsam.“

Nun bleibt nur übrig, zu beten und Dank zu sagen. Wenn die Brautleute als Antwort auf die lateinische Formel französisch sprechen: „*O Gott, bestärke uns in dem, was Du in uns bewirkt hast! Herr, erbarme Dich unser, Christus, erbarme Dich unser, Herr, erbarme Dich unser!*“ — dann überträgt sich ihre Ergriffenheit und Überzeugung auf die ganze Versammlung. Das ist eine unauslöschliche Erinnerung für alle jene, die an der Feier teilgenommen haben.

Still sprechen sie das erste „*Pater noster*“ ihres neuen Bundes. Nach einem Gruß an das junge Paar begibt sich der Priester mitten unter die Menge. In lateinischer Sprache spricht er die vorgeschriebenen Verse. Die Menge wiederholt sie auf französisch: „*Mein Gott, rette Deine Diener, die auf Dich ihre Hoffnung setzen. Sende ihnen, o Herr, Hilfe von Deinem Heiligtum! Schütze sie! Im Angesicht der Feinde, die ihre Liebe bedrohen, sei ihnen, o Herr, eine unüberwindliche Kraft! O Herr, erhöre unser Gebet, und laß unser Rufen zu Dir kommen!*“ Das letzte Gebet erhält durch die Übersetzung erst seinen tiefsten Sinn. Alle Gläubigen beten für jene, welche die Last einer schweren Mission tragen werden, der Aufgabe, das Leben weiterzugeben, Kinder Gottes zu erziehen — ganz im Gegensatz zu den üblichen Trauungen, bei denen niemand an das wahre Wohl derer denkt, die diese Verpflichtung auf sich nehmen.

An diesem Sonntag war die Andacht in der nun folgenden Messe besonders innig. Die Gebete und Lesungen

wurden von einem Lektor laut und mit Nachdruck vorgetragen. Die Mitwirkung der Gemeinde im Gebete ließ ihre Beziehung zu dem jungen Paare innig und deutlich hervortreten. Eine neue, bessere, Gott nähere Welt enthüllte sich unseren Blicken.

Als bei der Opferung die Ehegatten selbst die Hostie in zwei Teile brachen, die ihnen zur Kommunion gereicht werden sollte, deutete ein Priester (ein anderer als der Zelebrierende) der andächtigen Menge den großartigen Symbolgehalt dieser Handlung. Auf den Opferteller legten sie neben die Hostie das geweihte Wahrzeichen, ihre Ringe, die sie für eine kurze Zeit von ihren Fingern abgezogen hatten.

Beim Gedächtnis der Lebenden ertönen Rufe aus der Menge. Pierre erbittet vom Herrn, seiner jungen Gattin zu gedenken. Ein Teilnehmer spricht: „O Herr, gedenke Deiner Kinder Marcel und Alice, die eben die Ehe geschlossen haben; sie beginnen mit und in Dir ihre Ehe und werden Dir immer ihr Bestes opfern!“ Beim Gedächtnis der Verstorbenen nennt einer seine Eltern und seine Frau, die schon in die Ewigkeit Gottes eingegangen sind.

Der große Segen nach dem „Pater noster“ wird selbstverständlich übersetzt, er wird von einem Bruder verlesen, der sein ganzes Herz hineinlegt: *„Schau mit Wohlgefallen herab auf Deine demütige Dienerin, die im Augenblick der Vereinigung mit ihrem Gatten sich unter Deinen Schutz und Schirm begibt. Gewähre ihr ein Leben der Liebe und des Friedens. Treu und keusch vermähle sie in Christus. . . Beiden möge es vergönnt sein, die Söhne ihrer Söhne bis zur dritten und vierten Generation zu schauen und zu einem beneidenswerten Alter zu kommen. Durch Jesus Christus, unseren Herrn!“* — „Amen!“ antwortet einstimmig die ganze Gemeinde, und

damit hat sie diesen Segen zu ihrem eigenen Gebete gemacht.

Sehr ergreifend ist auch der Friedenswunsch vor der Kommunion. *„Der Friede sei mit euch!“* — Es ist schwer, ihn zu empfangen. . . Deshalb bitten wir unseren Herrn Jesus Christus, der alle Sünden der Welt trägt und tilgt. . . Er ist es, der euch den Frieden geben wird. Selbstverständlich wird das „Pax Domini“ auf lateinisch im innigsten, inbrünstigsten Ferialton gesungen. Was nur bei den schönsten Trauungen gottnaher Christen vorzukommen pflegt, heute geschieht es: der vom Altar kommende Friedenskuß wird an Marcel weitergegeben, und er wiederum gibt ihn seiner Gattin, bevor er sich mit Christus vereinigt. Beide wollen miteinander verbunden sein nicht nur durch das Gebet, sondern auch dadurch, daß sie, soweit dies in ihren Kräften steht, auf dem Wege der christlichen Nächstenliebe den Frieden verwirklichen, der nur im Herrn gegründet ist. Aus der Mitte der Gemeinde erhebt sich eine Stimme: *„Herr Jesus Christus, Du hast zu Deinen Aposteln gesagt: den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Schau nicht auf meine Sünden, sondern auf den Glauben Deiner Kirche und gib ihr huldvoll Frieden und Eintracht, wie es Deinem Willen entspricht, gib ihn diesem Bund, der eben gegründet worden ist. . .“*

Eines Tages ereignete sich folgendes: bei der Kommunion in einer Messe, die der Trauung zwischen einem Christen und einer Katechumenen voranging, kniete die Braut, die Christus noch nicht empfangen konnte, neben ihrem Bräutigam, während er kommunizierte, und dann lehnte sie einen Augenblick lang ihr Haupt an seine Schulter. Eine wirklich erschütternde Art, an der Vereinigung des Gatten mit Christus teilzunehmen!

Wie dies bei ähnlichen Gelegenheiten immer der Fall

ist, folgte auch der Trauungsmesse von Alice und Marcel am Sonntagmorgen ein fröhliches Liebesmahl in einem kircheneigenen Gebäude mit Frühstück, Gesang, Gebeten, Glückwünschen und Eintragung in das „Buch der Seelen“. Am Nachmittag fanden sich die jungen Leute in dem Studienkreis ein, wo sie der Mittelpunkt einer lebhaften Debatte über die „christliche Familie“ waren.

Zu P. Remillieux hatten sie noch gesagt: „Hochwürden, könnten Sie nicht heute abend kommen, um unsere Wohnung zu segnen?“ Bei Einbruch der Nacht kam er zu ihnen. Der elektrische Strom war noch nicht angeschlossen. Im flackernden Scheine selbst hergestellter Fackeln wurde der Segen erteilt und gebetet. Wie herrlich ist doch dieser Segen der Kirche über dem Ehebett! Als er gesprochen war, umarmte und küßte Marcel den Pfarrer hier an diesem nun geweihten Ort. Der Priester drückte seiner Frau die Hand und ging weg.

Das ist eine Heirat in der „Christenheit“. Wie weit entfernt ist sie von dem lächerlichen Gepränge mondäner Hochzeiten und von dem öden Formalismus der anderen.

Wir sind mitten im Sakrament, die Zeichen der heiligen Wahrheit und Wirklichkeit sind sichtbar vor uns!

Alle sind nicht so vorbereitet, ihre Trauung so mit religiösem Leben zu erfüllen — das haben wir schon gesagt. Manche Paare verlangen gar keine Messe. Sie könnten auch nicht vollgültig daran teilnehmen, namentlich nicht an der Kommunion. Auf Grund der Aufklärungen, die den Verlobten anlässlich ihrer bevorstehenden Verhehlung zuteil wurden, haben sie sich zu dem Vorbereitungsunterricht entschlossen — sie stehen aber

erst am Anfang. Ihre Trauung findet an einem Samstag um 11 oder 12 Uhr statt. Sie werden deshalb durchaus nicht als geringwertig, als „arme Verwandte“ behandelt. Die Worte, die vorerst an sie und dann an die Andächtigen gerichtet werden, sind voller Herzenswärme und haben durchaus persönlichen Charakter. Hier hört man keineswegs die Anrede: „Herr X, Fräulein Y...“ Es werden nur die Taufnamen verwendet, denn Getaufte sind es ja, die die Ehe eingehen. Nicht Banalitäten über die Verdienste ihrer Ahnen etwa, sondern heilige Wahrheiten werden ihnen hier gesagt, die für ihr neues Leben von Wichtigkeit sind. Die Gebete und der Trausegen werden vom Zelebrierenden zwar auf lateinisch gesagt, sie werden aber übersetzt und erklärt. Die Brautleute werden davon gepackt. Es wäre ihnen nie in den Sinn gekommen, daß diese priesterlichen Gebete nichts anderes als das flehende Bitten der Gemeinde für sie sind, das sie durch den Mund ihres Vermittlers an Gott richtet. In wenigen Tagen schon oder in einigen Wochen, je nach Lage des Falles, werden sie imstande sein, ohne jede Einschränkung an der sonntäglichen Gemeinschaftsmesse teilzunehmen. Sie wird dann ausdrücklich für sie gefeiert werden, sie wird ihre — zwar etwas verspätete — Hochzeitsmesse sein, die Vollendung dessen, was an jenem Samstag vorangegangen ist, als sie den Bund schlossen. — Wir wollen keine Illusionisten sein: nicht alle bringen es zu dieser Vollendung. Es gibt ihrer genug, die auf der Strecke bleiben. Aber dank der Hilfe

Gottes sind die Bemühungen häufig von Erfolg gekrönt, jene Mühewaltung, die ihren Anfang an einem Tag nahm, als einer zwischen zwei Besorgungen eilig in der Sakristei erschien, um die Trauung zu erbitten, die ihm damals noch als eine bloße Formalität erschien... Das glühende Herz des Priesters hat eine neue, wirklich christliche Ehe gestiftet. Wäre das möglich gewesen, wenn Fragen der „Tarifklasse“ sich dazwischengeschoben und in den Bereich des Heiligen Verwirrung hineingetragen hätten?

Alles ist noch nicht zu Ende, wenn man soweit ist. Diese neuen christlichen Ehen, besonders die erst vor kurzem christlich gewordenen, die gleichsam ihre ersten selbständigen Schritte im Sakramentsleben tun, sind noch recht anfällig! Die Eheseelsorge darf nicht an der Schwelle der Kirche haltmachen, dort, wohin man die eben Vermählten nach Ende der Feier begleitet. Sie müssen in das Leben der Gemeinde ganz fest eingegliedert werden.

Aber wer hat hierfür Sorge zu tragen? Sicherlich vor allem der Priester, der die jungen Leute beobachten, sich mit ihnen beschäftigen und sie von Zeit zu Zeit besuchen wird. Es ist aber technisch unmöglich, daß er allein diese Aufgabe bewältigt. Hier muß vielmehr die Arbeit der Familien einsetzen, in denen rein und unerschütterlich christlicher Geist herrscht, eine Arbeit katholischer Aktion im wahrsten Sinne des Wortes. Ihre Pflicht ist es, den anderen beizustehen, sie in ihren Kreis aufzunehmen, ihnen mit Rat und Belehrung auf

ihrem Weg zur Höhe emporzuhelfen. Freundschaftliche Herzlichkeit in den menschlichen Beziehungen, Organisation gegenseitiger sozialer Hilfe, die in kluger und großzügiger Weise allen Familien des Viertels zur Verfügung gestellt wird, sind wertvolle Beiträge zur Erreichung des wesentlichen Zieles. Dieses wesentliche Ziel ist und bleibt aber natürlich die Christianisierung. Es geht nicht an, daß es auf der einen Seite eine entchristlichte Masse, auf der anderen aber Vorkämpfer gibt, die sich in gemeinsamer Bemühung weiter entwickeln, und die allseits als „feine Kerle“ betrachtet werden. Es ist darüber hinaus nötig, daß durch die Wirkung dieser Vorkämpfer unmittelbar Christus, seine Lehre und sein übernatürliches Leben Eingang finden. Die entchristlichte Masse muß lernen, das Christentum nicht für einen Wohltätigkeitsverein zu halten; sie muß dazu gelangen, es als die Gesellschaft der Glieder Christi zu erkennen, als eine Gemeinschaft, die von einem neuen Leben erfüllt ist, einem Leben, an dem man gerne teilhaben möchte wegen der Bereicherung, die das übernatürliche Leben der menschlichen Existenz bringt<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> Wir betonen nachdrücklichst, daß die Christianisierung scheitern wird, wenn die christlichen Familien sich damit begnügen, bloß miteinander zu verkehren, nur ihre Kultur wechselseitig zu fördern und nur gemeinsam zu beten. Sie müssen wohl zuerst ihren gemeinsamen Besitz an geistlichen Gütern vermehren; dann ist es aber ihre Pflicht, kühne Vorstöße in die Gemeinschaften zu machen, denen sie organisch angehören, und wesentliche Bestandteile von ihnen zu werden dergestalt, daß sie an allen ihren Sorgen und Problemen teilhaben einschließlich der materiellen Nöte. Das

Deshalb ist es erforderlich, „Familienzirkel“ zu schaffen, in welche die Familien mit dem besten christlichen Geist jene einführen, die ihre ersten zaghaften Gehversuche auf christlichen Wegen machen. Ich habe an einem dieser Zirkel in Notre-Dame Saint-Alban teilgenommen. Es waren da zweiundzwanzig Personen versammelt. Zwei junge Paare leiteten die Debatte, die sich um die Harmonie in der Ehe drehte (zuvor ging es um die eheliche Liebe und nachher um das Ehesakrament). Das sich anschließende Gespräch stand auf einem durchaus beachtlichen Niveau. Es ergab sich eine Vertiefung der geistigen Haltung, die Reichtümer unseres Glaubens wurden ausgewertet, es wurde mitten aus dem Leben, aus der Wirklichkeit des Tagesgeschehens geschöpft, in wechselseitigem Geben und Empfangen und Befruchten

---

wird wohl verstanden von jenen, die sich des gesamten Lebens ihres Viertels annehmen, der Versorgung, der Ausfüllung der gemeinsamen Mußstunden, der Arbeitsbedingungen, nicht etwa vertikal „von oben nach unten“ in der Form einer neuartigen Volksbevormundung, sondern horizontal durch die Beteiligung aller Mitbrüder gleicher Stellung an dem gemeinsamen Werk. Diese Aktivität der Familie, die von ihnen entwickelt wird und den schlichtesten unter ihnen an den Sorgen aller teilhaben läßt, verbessert zwangsläufig die Atmosphäre des ganzen Milieus. Erfährt sie ihren Antrieb durch wirklich christliche Familien, wird sie „christianisierend“ wirken, ohne daß man dessen gewahr wird — genau so wie sie „kommunisierend“ wirken würde, wenn die führenden Glieder kommunistisch eingestellte Familien wären. Eine Bedingung ist allerdings unerläßlich: die Flamme des ernstesten Christentums, das weit entfernt von aller Philanthropie ist, muß ständig geschürt werden durch das intensive innere Leben der „Zellen“, in denen der Drang, christusgemäß zu leben, im Vordergrund stehen muß.

durch die verschiedenartigsten Erfahrungen. Hier ist wirklich ein „Milieu“ christlicher Familien des Stadtviertels geschaffen. Ganz von selbst entsteht Freundschaft unter denen, die zusammen auf diesen Höhen leben, eine Freundschaft geistiger Art, ein festes Band, von dem die ganze Gemeinde Nutzen hat.

Wenn die Menschen unserer Zeit christlich werden sollen, dann kann dies nur durch die Vermittlung solcher lebensvoller Gemeinschaften geschehen. Diese geistlichen Gemeinschaften werden namentlich durch die christlichen Familien aufgebaut.

## VI

### Die Beerdigung

Sollen die Beerdigungsanstalten sozialisiert werden? Diese Frage warf vor einiger Zeit (2. und 8. Dezember 1944) ein Artikel in „Témoignage chrétien“ auf, der die erbärmliche Ausbeutung des Todes brandmarkte, wie sie in Paris und in einigen Großstädten von Agenturen getrieben wird, die sich in der Durchführung von Begräbnissen spezialisiert haben und untereinander einen Konkurrenzkampf bis aufs Messer führen. Unser Thema hier hat mit der Diskussion dieser Frage nichts zu tun. Der Schlußsatz dieses Artikels erweckt aber unser Interesse: „Wer weiß übrigens, ob die Ausschaltung der Beerdigungsanstalten nicht auch die Beseitigung der Klasseneinteilung innerhalb der Kirche zur Folge haben könnte? Wir sind die letzten, die ein solches Ergebnis bedauern würden.“

Sicherlich nicht! Zahlreich sind auch die Priester in Frankreich, die wünschen, daß allgemein die Einheitsklasse eingeführt wird, wie sie schon in einigen Diözesen Eingang gefunden hat.

Zu keinem andern Zeitpunkt kann das Priesteramt eine bessere Wirksamkeit entfalten als dann, wenn ein Trauerfall eine Familie betroffen hat, da er die Hinterbliebenen vor die größten Probleme des Schicksals, der menschlichen Natur, des Jenseits, Gottes stellt... In diesen schmerzvollen Stunden, in denen man, oft im

Finsteren tappend, eine Antwort auf die andrängenden Fragen sucht, in denen menschliche Tröstungen oft so nichtig sind, in denen sich auch heimlich die Frage nach dem eigenen Ende erhebt, da kann der Priester Christi Stimme zu Gehör bringen. Er hat die Aussicht, gehört zu werden und noch verbliebene religiöse Saiten in Schwingung zu versetzen. Bei jeder Beerdigung gibt es Leute, die eine Kirche nur bei solchen Gelegenheiten betreten. Welch einzigartige Möglichkeit, für die Verbreitung des Evangeliums zu wirken! In wieviel Fällen sind denn die Familien selbst noch christlich?... Der persönliche Kontakt des Priesters mit ihnen in Gegenwart der sterblichen Hülle, dann in der Kirche und bei der Begräbnisliturgie kann viele Predigten aufwiegen, wenn der Priester sein Amt nur richtig versteht.

Dieser persönliche Kontakt wird ernstlich erschwert durch die Tatsache, daß in den Großstädten die Einzelheiten der religiösen Zeremonien praktisch von den Bestattungsanstalten, also von Laien geregelt werden, und zwar nach Maßgabe eines „Tarifs“ mit all den unangenehmen Nebenumständen, die sich daraus für die Familien ergeben. Zu einer bestimmten Beerdigungs-kategorie gehört ein bestimmter Leichenwagen, ein entsprechender Sarg, die Anbringung von Trauerbehängen in der Kirche, eine gewisse Aufmachung des Katafalkes, die Assistenz einer bestimmten Anzahl von Priestern und — was das stärkste Stück ist! — entweder eine einfache Einsegnung oder eine Messe, eine gesungene Messe oder eine stille Messe, eine gesungene Messe mit nur

einem Priester oder eine solche mit Diakon und Subdiakon. Es ist vorgekommen, daß einer christlichen Familie eine Messe mit Diakon und Subdiakon verweigert wurde, weil sie nicht die Anbringung von Trauerbehängen wünschte, denn die beiden Sachen gehörten zusammen — und der Pfarrer mußte seine Ohnmacht bekennen, daran etwas zu ändern. Es gibt natürlich eine große Verschiedenheit der Möglichkeiten je nach den Städten. Was hier üblich ist, wird dort anders gemacht. Es ist jedenfalls zu sagen, daß im großen und ganzen die enge Verbindung von Beerdigungsanstalten und Pfarre die religiöse Zeremonie zu einer seelenlosen Verwaltungsangelegenheit entwürdigt. Auf der Rechnung der Bestattungskosten, welche die Firma der Familie vorlegt, figuriert auch die Rubrik „Kirche“. Die Agenten, welche die Familie als Kunden geworben haben, suchen den Pfarrer auf und übergeben ihm den Geldbetrag. Die Beerdigungsklasse wurde gemeinsam festgelegt, und der Klerus führt den Auftrag aus. Fühlt man die ganze Unnatürlichkeit dieses Vorganges? Die religiöse Zeremonie ist infolge des Vorhandenseins des Tarifs und der darin vorkommenden Rubrik „Kirche“ den übrigen Maßnahmen gleichgestellt, die zu einer Beerdigung gehören: da sind also die Einsargung, der Kondukt, die Kirche, die Bestattung selbst und andere Dinge mehr... Man nimmt die Kirche in Anspruch oder auch nicht; tut man es, dann ist sie eben Teil des gesamten Verwaltungsapparates... So ist es, weil es Tarifklassen gibt. Um nicht in die peinliche Lage zu

kommen, Geldfragen mit den Hinterbliebenen erörtern zu müssen, wird es den Bestattungsanstalten überlassen, auch die kultischen Angelegenheiten mitzuregeln. Welch befreiendes Gefühl wäre es, wenn dieser Apparat der Schwelle der Kirche fernbliebe!... und wenn es im Innern des Heiligtums nichts als Gebet und Tröstung ohne jede trennende Unterscheidung nach äußerlichem Gepränge gäbe!

Welch ein betrübliches Schauspiel bieten die meisten Beerdigungen, an denen man teilnimmt! Wir wollen darüber P. Remillieux hören, der eines dieser Begräbnisse schildert, zu dem er außerhalb seiner eigenen Pfarrei eingeladen worden war:

Es handelte sich um alteingesessene Mitglieder der Pfarre, reiche Geschäftsleute, gute Christen, die sehr hart vom Schicksal geprüft waren. Zwei tragische Todesfälle haben die Familie in kurzen Abständen getroffen: die Mutter ist Witwe und hat viele Kinder; jüngst hat sie einen Enkel verloren, heute muß sie einen vierundzwanzigjährigen Sohn zu Grabe tragen.

Die Begräbnisfeierlichkeiten finden um 10 Uhr statt. Der Pfarrer zelebriert ein gesungenes Amt. Zwei Vikare und zwei fremde Priester sind in den Chorstühlen. Die Bahre mit dem Leichnam befindet sich im Hintergrund der Kirche. Eine große Menschenmenge nimmt an der Feierlichkeit teil, viele Menschen müssen sogar stehen. Fast niemand aus der bunt durcheinandergewürfelten Trauerversammlung hat ein Meßbuch. Keine Übersetzung, keine Belehrung wird gegeben. Nach der Epistel folgt — recht schlecht gesungen! — das „Dies irae“, und es dauert bis zur Wandlung. Nach dieser wird das

„Pie Jesu Domine“ gesungen. Kein Mensch kommuniziert. Der Schweizer und zwei Kirchendiener machen die Kollekte bis zum Ende der Messe. Dann wird das „Libera“ völlig ausdruckslos und ohne erklärende Übersetzung gesungen. Den Anwesenden ist anzumerken, daß sie innerlich überhaupt nicht beteiligt sind. Ist außerhalb der Familie irgendeiner dagewesen, der mitgebetet hat, der erschüttert, ergriffen gewesen ist?...

Am Ende der Messe sagt der Pfarrer kein Wort zur Trauerfamilie. Während noch die Trauergäste defilieren, den Hinterbliebenen die Hand drücken und Beileidsworte murmeln, fallen schon die schwarzen Behänge, und es werden Vorbereitungen für eine Trauung getroffen. Ich höre, wie einer die Bemerkung macht: „Da hat es eine Menschenmenge gegeben. Es sind doch sehr bekannte Leute. Der Pfarrer muß eine schöne Einnahme gehabt haben!...“ Das ist der „geistliche Profit“, den der Durchschnittsteilnehmer von einer christlichen Begräbnisfeier mit nach Hause nimmt. . .

Beim Lesen dieser Beschreibung wird zweifellos manch einer sagen: Ja, das ist eben so, in meiner Pfarre geht es auch so zu. Das ist ja gerade das Schmerzliche. Wenn es sich um einen Ausnahmefall handelte, brauchte man sich dabei nicht aufzuhalten. Aber das ist überall der Durchschnitt. Man könnte schlimmere Fälle beschreiben: Beerdigungen unter großem Pomp mit geradezu skandalösem Aufwand, und das andere Extrem: arme Einsegnungen, die in zehn Minuten erledigt werden... Aber wozu? Der gewöhnliche Fall genügt: Dieses Fehlen jeden Gebetes der Anwesenden, dieser völlige Mangel eines Bandes zwischen Klerus und Familie,

zwischen dem Klerus und jenen, die leider nichts anderes als Zuschauer sind, diese Vernachlässigung der Lehrpflicht — all das ist das tägliche Brot!

Selbst bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge, das heißt vor der endgültigen und gänzlichen Beseitigung der Klasseneinteilung und der Verbindung mit den Begräbnisanstalten, ist es noch möglich, einem christlichen Leichenbegängnis einen ergreifenden und wohlthuenden Charakter zu geben. In den meisten Kirchen kann man es erleben, daß die Begräbnisfeiern, bar jeder Größe und Frömmigkeit, in einer völlig unverständlichen Weise stattfinden, unverständlich namentlich für die Ungläubigen, die erschienen sind, um so der Familie ihr Mitgefühl auszudrücken, und die gewonnen werden könnten, wenn sie in einer Umgebung christlicher Nächstenliebe vom Odem des Glaubens und der christlichen Hoffnung gestreift würden. Daneben gibt es aber glücklicherweise immer mehr Pfarrer, die sich bemühen, gegen den Strom zu schwimmen.

Aus vielen anderen will ich ein Beispiel aus Lyon anführen: der Pfarrer der sehr bürgerlichen Stadtpfarre Ainay, deren Kirche ein Juwel der romanischen Kunst ist, hat alle Unterschiede beseitigt und besonders auch die Trauerbehänge aus der Kirche verbannt. Bevor er das durchführte, sagte er seinen Pfarrkindern in einer kleinen Rede etwa folgendes: „Meine Brüder, wir alle sind Kinder desselben Vaters. Sie fühlen vermutlich genau wie ich, welches Ärgernis im Angesichte des Todes und Gottes die Ungleichheit des Traueraufwandes

bedeutet. Ihr Schönheitsempfinden wird ebenso wie das meinige auf das unangenehmste durch diese Behänge verletzt sein, die die Pfeiler unserer schönen Basilika verdecken. Wir werden sie hinfort nicht mehr verwenden. Sollte eine Familie unbedingt Wert darauf legen, werde ich sie kostenlos herleihen, allerdings unter der Voraussetzung, daß die Betreffenden selbst für die Anbringung und Entfernung sorgen.“ Überdies unterläßt er niemals, die liturgischen Gebete zu übersetzen und sie zu erklären. Zahlreich sind die Pfarrer dieser Diözese und auch anderwärts, die in demselben Sinne arbeiten.

\*

In Notre-Dame Saint-Alban hat die Beseitigung der Beerdigungsklassen seit sechsundzwanzig Jahren sehr viel dazu beigetragen, die liturgische und apostolische Tätigkeit des P. Remillieux bei solchen Anlässen zu erleichtern. Das allein würde noch nicht erklären, warum die Begräbnisfeierlichkeiten dort so randvoll innigsten christlichen Lebens und die Predigten so tief empfunden sind, wie man es immer wieder bewundernd feststellen kann. Dazu bedurfte es dieser Glaubensglut und dieses Willens, das Evangelium zu verkündigen, die den Pfarrer dieser Gemeinde beseelen.

So strenge P. Remillieux darauf achtet — wie wir gesehen haben —, daß das Ehesakrament nur wahren Christen oder zumindest solchen Getauften gespendet wird, die den festen Willen kundtun, von nun an ein besseres Leben zu führen, so leicht findet er sich bereit,

das kirchliche Begräbnis allen Getauften zu gewähren, die auf dem Gebiete seiner Pfarre sterben. Da sich hier das gerichtsmedizinische Institut befindet, kommen zweifellos Selbstmorde und tragische Todesfälle traurigster Art vor. Welche Wichtigkeit ist dem beizumessen? Der Selbstmord ist fast immer ein Wahnsinnsakt; es fehlt meist an der Entschlußfreiheit vor dem Übermaß des Übels, und der theologische Fall des Selbstmordes als Todsünde, der Verzicht auf das Leben unter gleichzeitiger Verleugnung des Herrn, ist äußerst selten. Während anderswo großes Aufsehen erregt werden könnte, kommt das hier überhaupt nicht in Frage, da die Toten nicht in ihrem Wohnviertel begraben werden. Schließlich handelt es sich nicht um ein Sakrament, sondern um Gebet und Apostolat. Es gibt also viele religiöse Begräbnisse in Notre-Dame Saint-Alban: eine Menge von Familien aus allen Stadtteilen findet sich hierzu ein.

Kann die Messe am Tage der Beerdigung selbst stattfinden, wird sie in der Woche auf 6 Uhr morgens gelegt. Neben der Familie und einigen Freunden sind die Getreuen der geistlichen Familie zugegen. Man bemüht sich, die Messe, den Umständen angemessen, so lebendig wie möglich zu gestalten. Nach Beendigung der Messe nimmt P. Remillieux die Familie mit ins Pfarrhaus zum Frühstück und spricht ihr in brüderlicher Weise Trost zu. Um 9 Uhr findet gewöhnlich die Einsegnung statt, bei der ein größeres Publikum anwesend ist und P. Remillieux die bedeutsamen litur-

gischen Texte der Totenmesse anführt und die Gebete übersetzt und erklärt, die er nachher singen wird. Warum wird die Messe nicht einfach auf 9 Uhr verlegt? Weil nur ein Vikar da ist und es viele Beerdigungen gibt. Fände die Messe um 9 Uhr statt, müßte eine der Frühmessen zum Nachteil des religiösen Lebens der Gemeinde ausfallen, und die Gemeinde könnte nicht mit der Familie um den Toten geschart sein.

Wenn aus dem einen oder anderen Grunde die Messe am Beerdigungstag nicht zelebriert werden kann, dann gibt es nur eine Einsegnung an diesem Tag; die dem Gedenken des Verstorbenen geweihte Messe wird an einem der folgenden Tage gelesen, entweder im Laufe der Woche oder am Sonntag um 9 Uhr in der Kapelle Saint-Alban oder ganz ausnahmsweise am Sonntag in der Gemeinschaftsmesse um 8 Uhr. Natürlich kann es dann am Sonntag kein Requiem sein. Aber das ist auch nicht so wichtig! Es ist ja nicht schwer, die Texte des liturgischen Jahres den großen Gedanken über das Schicksal und das Jenseits anzupassen! Mir scheint es sogar gut zu sein, daß die Gläubigen sich daran gewöhnen, nur den inneren Wert der Messe im Auge zu behalten und, wenn sie eine Messe für ihren Verstorbenen erbitten, nicht vom Priester zu verlangen, daß sie in schwarzen Meßgewändern gefeiert wird. Es gibt Pfarren, wo man zum größten Nachteil des liturgischen Lebens der Gläubigen das ganze liebe Jahr Messen in „schwarz“ zelebriert, sofern es nur nach den kanonischen Vorschriften zulässig ist (und manchmal noch öfter ...).

Es ist im höchsten Grade bedauerlich, daß den 'Gewohnheiten solche Konzessionen gemacht werden<sup>1</sup>.

Wenn zufällig eine Familie aus dem Pfarrbezirk wegen ihrer sozialen Stellung unbedingt Wert legt auf die Aufmachung einer großen Trauermesse, die Dinge erfordern würde, für die man in Notre-Dame Saint-Alban nicht eingerichtet ist, dann schlägt der Pfarrer eine Einsegnung vor, bei der innigst gebetet wird und alles mit ganzem Herzen teilnimmt und läßt ihr dann die Möglichkeit offen, von einer anderen Kirche die pom-pöse Feierlichkeit zu erbitten, auf die sie nicht verzichten zu können meint.

Noch wichtiger ist die Art, in der P. Remillieux die Riten und die Gebete anwendet, um die Leute zu beeindrucken. Einer sagte mir zum Beispiel: „Es ist unerhört! Ich lebe in der Pfarre seit ihrem Bestehen. Jedesmal aber, wenn ich an einer Beerdigung teilnehme, sehe ich ihn immer gleichermaßen erschüttert, wie wenn es das erste Mal wäre. Er beerdigt alle diese Unbekannten, die durch seine Kirche gehen, wie wenn sie Mitglieder seiner eigenen Familie wären . . .“ — Es ist etwas daran: er betrachtet sie wirklich als Glieder seiner Familie. Wenn man ihn aufsucht und ihm sagt: „Ich komme wegen einer Beerdigung“, dann antwortet er: „Sie kommen vor allem, mir Ihr Unglück zu er-

---

<sup>1</sup> Ich erinnere mich jenes bretonischen Vikars, der mir traurig sagte: „Hier verbringen wir unsere Zeit damit, uns ein Requiem nach dem anderen aus der Kehle zu quälen!“ Wie beklagenswert ist das!

zählen.“ Er läßt seine Besucher Platz nehmen, muntert sie zum Sprechen auf, nimmt an ihrem Schmerze teil, erkundigt sich nach den Umständen des Todes; er fragt nach denen, die vermutlich zu dem Begräbnis kommen werden, läßt sich die Taufnamen des Verstorbenen sagen. Im Augenblick der Zeremonie wird er ihn nämlich mit diesen Namen nennen, wenn er zu den Anwesenden von ihm spricht. Er wird dann wirklich der Vater sein, der mit den Seinen weint und betet. Er bringt es einfach nicht fertig, das Totenamt als eine lästige Pflicht zu behandeln, deren man sich möglichst rasch entledigt; denn er fühlt den Kummer der Trauernden mit, und über ihren Schmerz hinweg will er sie zu Gott führen, so wie er sie gesehen und begriffen hat.

Wir wollen nun hören, was er über die Beerdigung eines dieser Unbekannten zu erzählen hat, der ins Leichenhaus gebracht worden war.

Der mit diesem Dienst beauftragte Polizeibeamte ist ein guter und verständnisvoller Mensch. Die Leute, mit denen er zu tun hat, sind ihm durchaus nicht gleichgültig. Die Gewohnheit, leiden zu sehen, hat sein Herz nicht verhärtet. Wenn er merkt, daß die Familie vor dem kirchlichen Begräbnis wegen „der Kosten“ zurückschreckt, erklärt er ihr, daß es in Notre-Dame Saint-Alban „nichts kostet“.

Dann sucht mich die Familie auf. Gemeinsam beraten wir die Einzelheiten der Zeremonie. Ich erkläre mich bereit, zur Leichenhalle zu gehen, den Leichnam zur Kirche und zum Friedhof zu geleiten; am Morgen des-

selben oder eines anderen Tages werden wir uns zur Messe wiederfinden... Gewöhnlich sind die Angehörigen ein wenig überrascht und noch unruhig über die Auslagen, welche dadurch verursacht werden könnten. Wenn sie aber einmal eingesehen haben, daß wirklich keine Rede von Geld ist, dann gehen sie willig auf dieses Gebetsprogramm ein.

Jetzt sind wir in der Leichenhalle. Ich drücke den Anwesenden die Hand und bitte sie, im Kreis um den Sarg Aufstellung zu nehmen. Ich mache das Kreuzzeichen mit Weihwasser: „Meine Brüder, das Kreuzzeichen ist unsere erste Handlung. Das Kreuzzeichen ist das Zeichen des Lebens; es ist eine instinktive Bewegung des Christenmenschen, sich zu bekreuzigen.“ Dann beten wir. Bevor ich die lateinischen Worte spreche, erkläre ich ihnen: „Es handelt sich nicht nur um uns, die wir diese oder jene Sprache sprechen und die Söhne einer gewissen Zivilisation sind, es handelt sich um die Menschenpersönlichkeit an sich, die vom Gottmenschen, der für alle gekommen ist, erlöst worden ist; deshalb wird die Sprache der katholischen Kirche verwendet.“ Zuerst übersetze ich ihnen die Gebete, das *De profundis*, diesen Aufschrei der sündigen Menschheit zu ihrem Erlöser: „*Wenn Du die Missetaten nachträgest, Herr, Herr, wer würde dann bestehen? Doch bei Dir ist Verzeihung! Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm.*“ — Sofort horchen sie auf, sind gefangen, niemals noch haben sie so etwas vernommen. Je nach der Empfänglichkeit der Anwesenden lege ich die Betonung auf diesen oder jenen Gedanken. Das Wesentliche ist, daß er packend sei, daß alle von Bewegung ergriffen werden.

Nachher begeben wir uns zur Kirche, manchmal im Wagen; dann setze ich mich zu der Familie. Aber ich

ziehe den Leichenzug vor. Der Priester hat ihn anzuführen, er ist der einzig berufene Leiter und Ordner christlicher Begräbnisse. Häufig kommt es vor, daß ich den ganzen Weg lang mit den Angehörigen spreche. Aber noch lieber sage ich ihnen, bevor wir uns in Bewegung setzen: „Wenn es Ihnen recht ist, dann wollen wir in Stille einhergehen; wir wollen in Ehrfurcht über das nachdenken, was wir eben gehört haben.“

In der Kirche lege ich den Chormantel an, wobei ich die in diesem Kleidungsstück gelegene Symbolik erkläre. Ich lasse den Sarg bis ganz vorne in die Kirche bringen und fordere die Leute auf, zu folgen: „Bleiben Sie doch nicht hinten stehen, erweisen Sie dem Toten diese Freundschaft! Wir wollen um den teuren Verstorbenen herum einen Kreis bilden. Wenn wir soweit ab bleiben, dann umgeben wir unsere Mutter hier (oder das entsprechende Familienmitglied) nicht genug mit unserer Liebe.“ Ich übersetze dann das großartige Responsorium „Subvenite“. „Die ganze triumphierende Kirche ist hier, um den Verstorbenen zu empfangen. *Kommt ihm zu Hilfe, ihr Heiligen Gottes, eilt herbei, ihr Engel des Herrn, seine Seele aufzunehmen.* Christus ist mitten unter uns. Die sterbliche Hülle nimmt den Ehrenplatz ein. Eigentlich sollten wir die Messe feiern, das Mysterium Christi. Sie fand heute morgen statt (oder: sie wird in einigen Tagen stattfinden), aber Er ist immer zugegen: *Christus, der dich gerufen hat, möge dich aufnehmen! ... Herr, geh nicht ins Gericht mit Deinem Diener! Laß Deine Gnade ihm zu Hilfe kommen!* Und nun erteilen wir dem Abgeschiedenen das Wort: *Libera: O Christus, ich habe Vertrauen zu Dir. Du bist auch auf den Pfaden des Lebens gewandelt. Befreie mich, o Herr, vom ewigen Tode!*“ — Wenn das Totenoffizium gefeiert wird, verfehle ich niemals, das

„Credo quod Redemptor meus vivit...“ zu übersetzen. Ich verwende es in diesem Augenblick: „Hören Sie das Glaubensbekenntnis, welches diese Seele manches Mal im Leben erneuert hat! Sie ist es, die spricht: *Ich glaube, daß mein Heiland lebt, und daß er mich am Jüngsten Tag, wenn alles vorbei ist, wenn die Erde selber an ihr Ende gelangt ist, aus eben dieser Erde erwecken wird. Ich werde meinen Gott und Heiland sehen. Ich werde im wahrhaften Sein leben, und dort wird mir die Fülle all dessen, was ich ersehne, gegeben werden...*“ — Dann lasse ich die Menge beten: „*Herr, gib ihm die ewige Ruhe. Und das ewige Licht leuchte ihm. Herr, erbarme Dich unser! Christus, erbarme Dich unser!*“ Ich fahre fort: „Vorhin, als wir die Messe feierten (oder: nachher, wenn wir die Messe feiern werden), hat (oder: wird) uns die Kirche das „Pater noster“ singen lassen. Sie legt es uns auch jetzt auf die Lippen. Christus ist mitten unter uns, um seinen Auftrag der Huldigung an den Vater in uns fortzusetzen. Mit ihm sprechen wir: *Vater unser!* Mit ihm werden wir sagen: *Vater, vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben!* Das ist ungeheuerlich, was wir da sagen! Für diese Bitte gibt es weder eine individuelle noch eine kollektive Einschränkung: wir müssen allen unseren Brüdern verzeihen, wenn wir wollen, daß auch uns verziehen wird. Wenn diese Geisteshaltung nicht die Welt erobert, werden wir immer miteinander kämpfen... Nun werde ich über diese sterbliche Hülle im Namen der Kirche ein großes Kreuzzeichen machen, weil Christus durch sein Leiden am Kreuze der Sünde den Todesstoß versetzt und uns wieder das Leben zurückgewonnen hat. Wenn Sie nicht zum Friedhof kommen können, werden auch Sie vor dem Verlassen der Kirche das Kreuzzeichen über den Sarg machen. Ich bitte aber, daß dies nur die

Christen tun, denn das ist ein Glaubensakt! Die Nichtchristen mögen keine widersinnige Gebärde machen! Bei allen religiösen Handlungen muß man ehrlich sein. Jeder muß die Verantwortung für sein eigenes Tun übernehmen!...“

Hierauf folgt das letzte Gebet vor dem Verlassen der Kirche: *„Gott, Dir ist es eigen, allezeit Erbarmen und Schonung zu üben... Er hat an Dich geglaubt, auf Dich hat er gehofft, laß ihn die ewigen Freuden besitzen.“* Dann wird noch ein *„Salve Regina“* oder ein *„Gegrüßt seist Du, Maria“* gesungen, und wir begeben uns zum Friedhof.

Am Friedhof nähert sich der Priester als erster dem Grabe. Er segnet es. Dann wird der Sarg zum Grabe gebracht. Wenn er herabgelassen ist, wird die Menge aufgefordert, näherzutreten, damit alle um das Grab geschart sind. Für diejenigen, die weder im Trauerhause noch in der Kirche waren, wiederhole ich das Wesentliche dessen, was ich gesagt habe... Eben habe ich die Erde gesegnet, in der der Verblichene ruhen wird: *„Die Engel mögen dich zum Paradiese führen!... Befreie diese Seele von ihrer Sündenfessel, damit sie sich bei Dir mit Deinen Heiligen ohne Ende freuen möge!“* Nach einem *„Pater noster“* und den Schlußgebeten fordere ich die Christen, aber auch nur sie, auf, den Sarg mit Weihwasser zu besprengen, während ich die Gebete auf lateinisch spreche.

Allmählich verläuft sich die Menge. Ich drücke den Familienmitgliedern die Hand. Ihre Dankesworte sind immer von Ergriffenheit durchbebt. Beim Weggehen bin ich bemüht, mit den letzten in Fühlung zu bleiben, denn man kann auf dem Rückweg noch manch fruchtbares Gespräch führen.

Natürlich passe ich mein Verhalten der Zusammen-

setzung des Trauergelages an. Wenn die Leute in Tränen aufgelöst sind, bemühe ich mich, tröstend zu wirken. Wenn sie mehr oder minder gleichgültig gegenüber dem von ihnen zu Grabe geleiteten Toten sind, geht mein Bestreben dahin, sie zum Nachdenken über das menschliche Geschick zu veranlassen. Wenn Ungläubige dabei sind — Arbeitskameraden, Angestellte eines Handelshauses usw. — bediene ich mich einer Ausdrucksweise, wie sie im Missionsgebiete erforderlich ist. Man muß seine Rede immer nach dem Geiste der Menge einrichten, die man vor sich hat, um ihr dadurch näherzukommen.

Im Lichte dieser letzten Bemerkung können wir nun sagen, daß der von P. Remillieux eben beschriebene Vorgang für alle Beerdigungen gleich ist, ob es sich um Verstorbene des Pfarrbezirkes oder um Fremde handelt. Manchmal hat er es recht schwer, Verständnis für seine Ansicht zu finden, die in so großem Gegensatz zu den ehrwürdigen Traditionen gewisser Bürgerfamilien steht, da ihr Wunsch auf eine möglichst späte Messe mit allem äußerlichen Brimborium hinzielt. Ob das Begräbnis von einem prunkvoll ausgeschmückten Totengemach ausgeht oder von dem Saal im gerichtsmmedizinischen Institut, ob es an einem bescheidenen Grabe oder an einer Familiengruft endet — immer wieder ziehen die Hinterbliebenen den gleichen Schluß: „Wie recht hatten Sie, Herr Pfarrer! Es tut so wohl und ist so trostreich, was Sie taten! . . .“ Manche Vorkommnisse könnten beweisen, welch tiefen Eindruck solche Beerdigungen auf die Gemüter Un-

gläubiger oder bei denen hervorrufen, die wenig Wert auf die Religion legen.

Hier ist ein Begebnis aus den ersten Zeiten der Pfarrei. P. Remillieux, der erfahren hatte, daß eine Dame erkrankt war, läutet an der Pforte der Villa. Er wird übel empfangen: „Herr Pfarrer, wir brauchen Ihre Dienste nicht!“ Die Dame stirbt und erhält eine zivile Beerdigung. Nach ihrem Tode trifft P. Remillieux mehrmals den Gatten in der Straßenbahn. Wiewohl dieser Herr ein ausgesprochener Antiklerikaler ist, grüßt er den Pfarrer. Eines Tages findet in Notre-Dame Saint-Alban ein Totenamt statt. Nach der kirchlichen Zeremonie entfernt sich der Leichenkondukt unter Führung eines Vikars in Richtung zum Friedhof. Da geht ein Mann auf P. Remillieux zu und sagt aufgewühlt, ja nahezu wütend: „Herr Pfarrer, das dürfen Sie nicht tun!“ Es war der Herr aus der Villa. „Ja, was denn? Was habe ich getan?“ „Alles, was Sie eben gesagt haben! So spricht man nicht . . . Was Sie gesagt haben, ist erschütternd!“ „Ich habe doch nur die Gebete übersetzt, welche die Kirche bei jeder Beerdigung spricht.“ — „Ja, das mag wohl sein; aber die Kirche verwendet das Lateinische nicht ohne Grund, nämlich deshalb, damit man es nicht versteht. Nein, man kann diese Dinge nicht ertragen, wenn sie verständlich gesprochen werden. Sie sind zu eindrucksvoll.“ Das ist nun ein Mann, der bis jetzt in seiner Ungläubigkeit ruhig dahingelebt hat, der aber durch eine einzige gut durchgeführte Zeremonie in seinen Grundfesten er-

schüttert worden war. Er protestierte und weigerte sich, die Richtigkeit der Antwort der Kirche zuzugeben. Aber er war getroffen und in Unruhe versetzt. Noch interessanter ist die Geschichte des berühmten Professors Grignard, zumal sie mit seiner Konversion endete. Professor Grignard war ein großer Chemiker, Dekan der naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Lyon, Direktor der Hochschule für Chemie, Nobelpreisträger, Mitglied des Institut de France und trotz seiner hohen Stellung ein äußerst gütiger und schlichter Mensch. Er kannte nur zwei Beschäftigungen: sein Laboratorium (mit all den damit verbundenen Verwaltungssorgen und der ständigen Inanspruchnahme durch die Studenten) und seine Familie mit dem Garten, in dem er Erholung fand. Er war kein Christ, aber er ließ sich gerne mitunter bei den Festen blicken, zu welchen ihn der Pfarrer einlud: bei Wohltätigkeitsbasaren, bei einem Familienfest usw... Wenn P. Remillieux seine Hilfe für die Studenten brauchte, wurde er von ihm meist freundlich empfangen. Eines Tages traf es sich, daß er in Notre-Dame Saint-Alban an dem Begräbnis einer Lehrerin teilzunehmen hatte. Nun wollen wir aber P. Remillieux das Wort zum weiteren Bericht erteilen:

Er war ganz nahe bei mir, als ich die rituellen Handlungen vollzog und die Gebete sprach. Dabei ließ er mich nicht aus den Augen und verlor keines meiner Worte. Offensichtlich bewegten ihn die Worte der Kirche sehr stark. Einige Tage später traf ich Frau

Grignard. Sie sagte mir: „Herr Pfarrer, mein Gatte ist erschüttert von dem Begräbnis, an dem er neulich teilgenommen hat; unentwegt spricht er davon.“ Ein wenig später begegne ich ihm selbst in der Straßenbahn. Er kommt auf mich zu und sagt mir mit Ergriffenheit: „Diese Beerdigung von Frau X. war unerhört! Sie haben damit die Antwort auf das Problem des Lebens gegeben.“ — „Die lateinische Sprache kann für Sie doch kein Hindernis sein, Sie müssen das schon ziemlich oft gehört haben!“ „Das ist doch nicht dasselbe. Oft werden die Worte völlig seelenlos gesprochen. Sie hingegen verbreiten Hoffnung um sich, Sie lassen die Antwort auf die schweren Fragen, die sich alle Menschen stellen, deutlich vernehmbar werden.“

Einige Zeit später sucht mich Prof. Grignard auf. „Herr Pfarrer, ich bitte Sie, einmal zu uns zu kommen. Wir haben eine alte Kusine bei uns aufgenommen, die christlich ist und des Zuspruchs bedarf. Sie wird sehr froh sein, Sie zu sehen.“ Ich gehe tatsächlich hin. Nicht lange darauf kommt Prof. Grignard nochmals. „Unserer Kusine geht es schlecht. Der Arzt hat gesagt, daß sie nicht mehr lange zu leben haben wird.“ Daraufhin be-gebe ich mich wieder in das Haus, Ich spende die letzte Öl-ung. Grignard ist in meiner Nähe, er verfolgt alles mit größter Aufmerksamkeit, und bei meinem Weggang sagt er: „Wie wunderbar ist das! Das ist eine ganze Lebensauffassung. Niemals habe ich über diese Dinge nachgedacht.“ Die Kusine stirbt. Ich frage Grignard: „Wie soll das Begräbnis durchgeführt werden?“ — „Genau so wie jenes, das ich bei Ihnen gesehen habe!“ Wieder ist Grignard in der Kirche, und er durchlebt nochmals in seinem rechtschaffenen Gemüte, was ihn bereits einmal so aufgewühlt hat.

Die Zeit vergeht. Der Oratorianer P. Dieux hält in einem

Fabriksaal sechs Vorträge „Über das Übernatürliche“. Große Anschläge sind an den Mauern des Viertels angeklebt. Der Saal ist überfüllt; viele Christen sind da, aber auch Ungläubige. Eine benachbarte kommunistische Zelle ist vollständig vertreten. Am Ende wird die Internationale gesungen. Die Vorträge des Paters dienen der Verbreitung religiöser Gedanken und Begriffe und sind durchaus gemeinverständlich gehalten; zum Schluß werden immer Antworten auf gestellte Fragen erteilt. Groß ist mein Erstaunen, als ich am zweiten Abend Prof. Grignard sehe, der in der zweiten Reihe Platz nimmt. Ich hätte gern den P. Dieux auf seine Anwesenheit aufmerksam gemacht, damit er sich vorsieht, wenn er naturwissenschaftliche Fragen behandelt. Es gelingt mir nicht. Es war aber auch nicht nötig, denn Grignard folgte den Ausführungen mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit. Das behandelte Thema lautete: „Gibt es Übernatürliches?“ Nach Beendigung des Vortrags geht er auf mich zu, faßt mich bei der Hand und sagt: „Lieber Herr Pfarrer. Wie interessant war das! Dabei muß ich gestehen, daß mir alle diese Fragen unbekannt sind. Aber nun werde ich mich ernstlich damit befassen, ich will daran arbeiten. . .“ Wir sind dann bis 2 Uhr morgens im Gespräche mit Ungläubigen auf der Straße geblieben.

Im Jahre 1935 wird Prof. Grignard krank. Die Krankheit ist für ihn eine Qual, da er sehr an seiner Arbeit hängt. Während des Sommers geht er aufs Land, kommt aber im Oktober noch erschöpfter zurück. Trotzdem nimmt er seine Arbeiten wieder auf, muß sie jedoch im November unterbrechen, um in eine Klinik zu gehen. Ich besuche ihn öfters, kann mich aber mit ihm nicht nach Herzenslust unterhalten, da viele Besucher zu ihm kommen. Eines Tages finde ich ihn ganz verändert vor. Seinem Sohn gegenüber, der ein guter Christ ist, äußere

ich meine Bedenken. „Roger, ich habe heute abend deinen Vater gesehen. Er scheint mir sehr krank zu sein. Ich müßte einmal mit ihm unter vier Augen sprechen.“ „Ja, aber das ist sehr schwierig, denn man will an ihm eine Wunderoperation versuchen, und meine Mutter glaubt, daß er dadurch gerettet werden wird. Doch ich werde es ihr sagen, daß Sie ihn dringend zu sehen wünschen.“ Frau Grignard ist sofort einverstanden. Sie bittet mich, schon am frühen Morgen um acht Uhr hinzugehen. Bereits am nächsten Tag bin ich in der Klinik. Grignard empfängt mich mit den Worten: „Sie haben sich aber zeitig auf die Beine gemacht!“ — „Wie geht es Ihnen, Herr Grignard?“ — „Es geht mir sehr schlecht. Meine Frau spricht von einer Operation. Ich bin Chemiker. Ich weiß, welche Krankheit ich habe, es ist das Ende... Erinnern Sie sich an das Begräbnis damals? Und an die Versammlung, in der P. Dieux über das Übernatürliche sprach? Ich hatte meine Unwissenheit zugeben müssen. Seither habe ich fleißig gearbeitet. Nun bin ich bereit. Im Namen des Vaters...“ Nun folgte eine großartige Beichte, die Beichte einer aufrechten Seele, die in völliger Unkenntnis des Christentums gelassen worden war.

Am nächsten Tag war Prof. Grignard tot. Seine Frau rief mich telefonisch an. Die Begräbnisfrage muß erledigt werden. „Die Angehörigen werden kommen, die Fakultät wird vertreten sein. Möchten Sie die Feierlichkeit übernehmen? Ich würde größten Wert darauf legen, daß Sie dabei wären.“ Natürlich komme ich. Es wird von der Messe gesprochen, ohne daß die Stunde näher bestimmt wird. „Gnädige Frau, glauben Sie nicht, daß die Messe besser für den Zeitpunkt der Exhumierung festgesetzt werden sollte, da ja Ihr Gatte überführt werden soll?“ — „O nein, die Messe muß in Gegenwart der sterblichen

Hülle gefeiert werden.“ — „Die Haltung, die wir in der Pfarre eingenommen haben, erlaubt uns nicht, eine Messe später anzusetzen.“ — „Das ist unwesentlich. Die Messe wird um 7 Uhr stattfinden und die Beerdigung im Anschluß daran.“ Sogleich verständige ich die Christen meines Viertels. Am Tage der Beerdigung ist eine riesige Menschenmenge da, die Kirche ist bis zum letzten Plätzchen voll. Wiewohl alle Bänke und Stühle weggeschafft sind, können viele Leute nicht eintreten. Herriot war damals in Paris, aber der Präfekt war anwesend; die wissenschaftliche Welt, die Universität hatten ihre Vertreter entsandt. Eine Messe wird zelebriert, die ebenso ergreifend wie jene ist, die am Anfang von Grignards Bekehrung stand; viele Gläubige empfangen die Kommunion. Nach Beendigung der Messe wird Abbé Lacroix, damals Vikar der Pfarre, heute Generalvikar, gefragt: „Was ist denn das eigentlich für ein Ritus? Ist das katholisch?“ Nach der Messe und der Einsegnung hält der Kondukt vor der medizinischen Fakultät. Ich bleibe an der Seite der sterblichen Hülle, zwei Studenten in Albe begleiten mich. Viele Reden werden gehalten. Fast alle Redner erwähnen, daß Grignard sich in der letzten Zeit intensiv mit den Fragen des Lebens befaßt hat... Er hatte niemandem gegenüber daraus ein Hehl gemacht, welche Richtung seine Entwicklung genommen hatte.

Was soll man dieser Darstellung noch hinzufügen? Geht daraus nicht klar hervor, daß der Priester ein wunderbares Mittel der Heiligung und der Bekehrung an der Hand hat, wenn er in tiefer Frömmigkeit den Gottesdienst feiert und die kirchlichen Texte in apostolischem Geiste zum Zwecke der Verbreitung der Frohbotschaft verwendet? Könnte man das nicht überall so machen?

## Über das „Buch der Seelen“ und die Pfarrkartei

Was mir in Notre-Dame Saint-Alban vielleicht am meisten auffiel, ist die Sorge um die Seelen, die P. Remilieux erfüllt. Gegenstand seiner Obsorge sind dabei nicht etwa „die Seelen“ im allgemeinen oder einige fromme Seelen, die immer dieselben bleiben, sondern alle seine Pfarrkinder, kurz alle jene, mit denen er einmal in Berührung gekommen ist. Er hat das brennende Verlangen, sie innerlich zu fassen, ihnen Christus zu bringen, sie nicht aus den Augen zu lassen, wenn er mit ihnen in Kontakt gekommen ist. Er übt so eine unmittelbare apostolische Wirkung aus, die auf das einzelne Individuum (und die Familie) zielt, die beharrlich ist und außerordentlich weitgeht.

Dieses seelsorgliche Interesse findet seinen klarsten Ausdruck in der Sorgfalt, die er auf die Führung des „Buches der Seelen“ und auf die Beziehungen aufwendet, die er mit den Pfarrern anderer Pfarrbezirke zu unterhalten sucht, wenn einer seiner Gemeindeangehörigen sich anderswo niederläßt.

Jedermann weiß, daß die bedeutsamen Akte des christlichen Lebens in ein Buch eingetragen werden, wie übrigens auf bürgerlichem Gebiete am Standesamt die wichtigen Vorkommnisse des zivilen Lebens vermerkt werden. In der Kirche trägt dieses Buch den Namen „Liber animarum“, „Buch der Seelen“. Gewöhnlich entspricht es allerdings nicht diesem Titel. Es enthält nur

die trockene Erwähnung einer Taufe, einer Firmung, einer Trauung, eines Todesfalls, dagegen nicht einmal eines Verlöbnisses, selbst wenn es kirchlich gültig wäre. Wird das „Buch der Seelen“ auf solche Art geführt, hat es lediglich Nutzen für Verwaltungszwecke. Natürlich sind die Kenntnisse, die es vermittelt, unentbehrlich. Öffnet man aber ein solches Register, überkommt einen tiefe Traurigkeit: von Taufen ist da die Rede und nochmals von Taufen, von Trauungen und noch mehr Trauungen, von Beerdigungen, immer wieder Beerdigungen. Keine einzige geistige Kontur ist daraus zu ersehen, kein Bild einer Seele blickt einem entgegen . . .

Aus diesem Grunde ist in Notre-Dame Saint-Alban seit einigen Jahren neben den offiziellen Registern und in Zusammenhang mit ihnen ein eigenes Buch eingerichtet worden, das nicht etwa vertraulichen Charakter hat (denn es enthält nichts, was auf die priesterliche Geheimhaltungspflicht Bezug hat), das aber sehr ausführlich ist. Nach einer Taufe, einer Trauung oder einer Beerdigung tragen die Priester, die daran teilgenommen haben, in Kürze das ein, was sie dabei erlebt haben, charakteristische Züge, die die Beurteilung des geistigen Antlitzes einer Person oder einer Familie ermöglichen, so wie sie ihm aufgefallen sind.

Dieses ausführliche Buch ersetzt nicht das gewöhnliche Register. Man wird es aber zu Rate ziehen, nachdem man das Register eingesehen hat. Später, wenn man es nötig hat, einige Wochen nach einem Totenamt,

einige Jahre nach dem Abschluß eines Ehebündnisses oder nach der Taufe eines Kindes, wird man darauf zurückgreifen, und dann wird durch diese, auf Grund unmittelbarer Anschauung gemachten Feststellungen ein lebendiges Bild vermittelt. Man erinnert sich sofort des Milieus, der geistigen Verfassung und religiösen Haltung der Personen, mit denen man von neuem Beziehungen aufnehmen muß. Es finden sich da sogleich die Grundlagen für ein Gespräch, damit hierauf die wahren Probleme angeschnitten werden können. Diese Aufzeichnungen schickt P. Remillieux auch den betreffenden Pfarrern, wenn ein Getaufter oder eine Familie ihren Wohnsitz aus dem Bezirk von Notre-Dame Saint-Alban in den einer anderen Pfarrei verlegt. Die allgemeine Anwendung dieses Brauches könnte ein wertvolles Mittel der Evangelisation werden. Kein „neu Zugezogener“ käme ohne sein Signalement in die Pfarre; es bestünde dann die Möglichkeit, sich seiner anzunehmen und ihn zu gewinnen. Ist es denn nicht die Pflicht der Pastoren, der Väter der christlichen Familien, den Seelen der Ihrigen in Liebe nachzuspüren? Eine der Fragen in dem vor einiger Zeit in Gebrauch genommenen Fragebogen für Brautleute hat folgenden Wortlaut: „Wie heißen die Diözesen und Pfarren, in denen Sie seit dem Alter von zwölf Jahren gelebt haben?“ Legt das nicht nahe, daß der Priester, der diese Brautleute empfängt, Nachforschungen über ihr bisheriges christliches Leben anstellen muß, daß ihm aber zur Erreichung dieses Ziels auch die Mög-

lichkeiten zur Verfügung stehen müssen? Überdies sind diese Mitteilungen zwischen Priestern, die einander persönlich unbekannt sind und sich gegenseitig Nachrichten seelsorglicher Art ohne jeden materiellen Nebenzweck zukommen lassen, der Beweis und der Nährboden für die allumfassende Liebe der Kirche!

Leider sind wir in diesem Punkte wie in so manch anderem noch weit entfernt vom Ziele. Es kommt recht selten vor, daß ein Pfarrer den Empfang der Mitteilung bestätigt, die er von P. Remillieux erhält. Noch seltener ist, daß ein anderer ihm solche Nachrichten sendet... P. Remillieux wünscht sehnlichst, der Heilige Geist möge Priester wie Laien erleuchten (die Laien haben nämlich auch hier eine bedeutsame Aufgabe!), damit die von einem Ort zu einem anderen übersiedelnden Christen nicht im Stich gelassen werden, damit aber auch die von einem Priester an einer Seele aufgewendete Mühe dem Nachfolger oder anderen Priestern, die anderswo die begonnene Arbeit fortzusetzen haben, bekannt werde und nütze.

Die Nützlichkeit der „Pfarrkartei“ ist offenkundiger als die des „Buches der Seelen“. Ein Vater muß seine Kinder kennen, alle seine Kinder. Es darf also auf dem Pfarrgebiet kein Haus, keine Familie, keine einzeln lebende Person geben, über die nicht mindestens ein Hinweis in der Pfarrkartei eingetragen ist, falls es etwa unmöglich wäre, sich genaue Angaben zu beschaffen. Auch diese Art eines nur aus kurzen Andeutungen bestehenden „Buches der Seelen“ ist unentbehrlich.

In den Städten weckt es geradezu Demut im Herzen. Wenn der Priester es öffnet, muß er beschämt feststellen, wie groß die Zahl der Menschen ist, die er überhaupt nicht kennt, und mit denen er keine persönliche Fühlung hat. Das muß ihn sofort dazu veranlassen, diesen Schmerz den besten Christen seiner Gemeinde mitzuteilen. Wird dieses Leid von einer Seele gefühlt, dann besteht die Aussicht, daß sie darüber nachsinnt, wie sie die Unbekannten gewinnen kann — nicht aus einem abstoßenden Bekehrungseifer, sondern aus dem Drang heraus, den draußenstehenden Brüdern in aller Demut zu helfen.

Die Aufstellung dieser Kartei ist nicht nur die Aufgabe des Priesters; sie fällt vor allem den Mitgliedern der Katholischen Aktion zu. Sie haben sie gemeinsam zu bearbeiten, bis von Straße zu Straße, von Haus zu Haus die nötigen, bisher unbekanntenen Angaben darin Aufnahme gefunden haben. Dann hat man das wahre Antlitz der Pfarre, die genaue Landkarte des geistlichen Bezirks vor Augen, in dem man das Evangelium verbreiten will. Zur besseren Handhabung besteht die Kartei aus zwei Abteilungen: einer alphabetisch geordneten mit kurzen Angaben über jede Familie und einer nach Straßen und Häusern eingerichteten mit mehr Einzelheiten. Beide Teile werden ständig auf den neuesten Stand gebracht. Beim Betrachten der zweiten Kartei können Priester und Laien die „Löcher“ feststellen, die noch aufzufüllen sind. Dies hält ihre Unruhe über die noch vor ihnen liegende apostolische Arbeit wach.

## Schlußwort

Ich bin am Ende meines kurzen Überblicks über Notre-Dame Saint-Alban angelangt. Ich habe versucht, mit aller Objektivität darzustellen, was ich gesehen habe, und gleichzeitig auch P. Remillieux zu Worte kommen zu lassen, dessen Darstellungen ich häufig stenografisch aufgenommen habe. Nun halte ich es für meine Pflicht, meine persönliche Wertung in völliger Unabhängigkeit abzugeben. Sie ist gewissermaßen eine Richtigstellung der verschiedenen Kritiken, die mir an Ort und Stelle zu Gehör gekommen sind — Kritiken, die meist auf nur oberflächlichen und ungeprüften Informationen beruhen. Wer Gelegenheit hat, mehrere Wochen im Pfarrhaus zu verbringen und die gottesdienstlichen Handlungen in der Pfarre mit aufmerksamem Auge zu beobachten, wird — glaube ich — die gleichen Schlußfolgerungen ziehen.

Das erste Ergebnis ist eine vorbehaltlose Bewunderung für die Persönlichkeit des P. Remillieux. Alle, die ihn kennenlernen, teilen mit mir dieses Gefühl. Wir befinden uns in Gegenwart eines Dieners Gottes, der nichts sein eigen nennt, der nie an sich denkt, der nur für das Reich Gottes und seine Pfarrkinder lebt, ja mehr: der für alle die unzähligen Seelen da ist, die von ihm die Vermittlung der Offenbarung Christi erbitten. Er ist ein Mann von grenzenloser Nächstenliebe, einer Liebe vor allem im negativen Sinne, die darin besteht, niemals über seine Mitbrüder abfällig zu urteilen, aber noch mehr einer Liebe im tätigen Sinne, die eine ständige Besorgnis um das Seelenheil des Näch-

sten in ihm wachhält. Er ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Priester, den der Gedanke an die Wirklichkeit des Ewigen, an das Vatersein Gottes, an die Erlösung nicht losläßt, der in sich den Drang fühlt, seinen Mitmenschen die Wahrheiten zu vermitteln, die ihm selbst das Brot des Lebens sind. Er ist auch ein „katholischer“ Mensch, das heißt einer, der an die gesamte Christenheit denkt, der den Sinn fürs Universelle hat, und dem die Sorge um seine Pfarre und die Sorge um den christlichen Frieden unter allen Kindern Gottes eins ist.

Diese Aposteleigenschaft kann bei der Beschreibung einer Pfarre nicht nebensächlich behandelt werden, denn sie ist ein wesentlicher Faktor der Lebenskraft der Pfarre. Soll die Pfarre eine weithin vorbildlich wirkende Gemeinde sein, dann muß der Pfarrer ein stets gütiger, stets freundlicher und gastlicher Mensch sein, dessen Tür bei Tag und Nacht offensteht, und dessen Uneigennützigkeit keine Grenzen kennt und in jeder seiner Handlungen zum Ausdruck kommt; ein Mann, der unermüdlich mit jenen, die ihn aufsuchen, „seine Zeit verliert“, dessen Unterhaltung unwiderleglich beweist, daß er keine andere Beschäftigung als die seines Priesteramtes kennt, der von Gott spricht und das heilige Opfer in einer Weise darbringt, daß man genötigt ist, auszurufen: „Er glaubt daran!“ — ein solcher Mensch hat zwangsläufig einen tiefen Einfluß auf alle Kinder Gottes. Kein Mittel, kein Rezept vermag diese übernatürlichen Eigenschaften zu ersetzen. Wenn man immer wieder sagt, daß die Lebenskraft der Pfarrei Notre-Dame Saint-Alban ihrem Gründer

zu verdanken ist, und daß sein Nachfolger eine schwere Stellung haben wird, dann spricht man nur eine Wahrheit aus, die überall Geltung hat, nämlich daß der Wert der Werke sich nach dem Wert der Menschen richtet.

Der Nachteil dieser Eigenschaften kann darin bestehen, daß der Priester so besorgt ist um das Wohl der Seelen und ihre geistliche Unterweisung, daß er allzu ausgiebig im Laufe der verschiedenen gottesdienstlichen Handlungen spricht. Er hat zwar das Recht, gegen Mißbräuche anzukämpfen, den Gottesdienst erhaben und tief religiös zu gestalten und auf die Unterweisung der Gläubigen bedacht zu sein (z.B. in der Vormesse); er muß sich aber bei seinem Verlangen, die Unwissenden oder Neuankömmlinge zu packen, vor Wiederholungen hüten, die für die Altgetreuen ermüdend wären, und eine Weitschweifigkeit vermeiden, die den Gottesdienst allzu sehr in die Länge ziehen könnte.

Es ist mir nicht unbekannt, daß manche Leute dem P. Remillieux mitunter diesen Vorwurf machen. Wenn ihre Kritik auch berechtigt sein mag, so muß nichtsdestoweniger mit Nachdruck erklärt werden, daß seine Art, die Kulthandlungen zu feiern und apostolische Wirksamkeit zu entfalten, vorbehaltlos anerkannt werden muß. Selbst wenn ein kleiner Irrtum zuzugeben wäre, dann läge er nicht in der Auffassung, sondern in der Ausführung begründet. Das ist leicht zu beseitigen. Der sich daraus ergebende Nachteil ist jedenfalls nicht vergleichlich dem Eindruck von Nachlässigkeit, den die uns wohlbekannten christlichen Versammlungen hervorrufen, in denen die Gläubigen nichts verstehen, nichts hören, in keiner Weise „betroffen“ sind, sich

langweilen und auf den Schluß warten, während die Besten in einen Zustand der Bestürzung und Entrüstung über das ständig sich beschleunigende Tempo geraten, das den Mysterien ihre ganze Größe nimmt. Der Nachteil ist aber vorhanden, und jeder Priester, der bemüht ist um die Wiederherstellung der Liturgie, muß darauf achten. Eine andere Bemerkung betrifft die Ergebnisse der apostolischen Tätigkeit des P. Remillieux.

Es wird gesagt: „Es ist so wie überall. Die Pfarre Notre-Dame Saint-Alban hat es nicht erreicht, die Masse zu erfassen. Die Anzahl der Konversionen ist dort nicht wesentlich höher als in anderen Pfarren.“

Welchen Wert hat diese Behauptung? — Zuerst ist zu sagen, daß die Bekehrung eines Volkes sich nicht statistisch feststellen läßt. Sie geht in einem Bezirk vor sich, der sich allen zahlenmäßigen Erwägungen entzieht, ja in dem die Zahlen häufig ein ganz falsches Bild vorspiegeln können. Wir alle kennen jene Pfarren, die man wegen der Zahl der praktizierenden Katholiken bereitwillig als „Pfarren wahrer Christenheit“ bezeichnen möchte, in denen es aber trotz dieses Scheines an echtem christlichen Leben mangelt. Wir alle haben von jenen christlichen Werken gehört, die meteorhaft aufgestiegen sind, in der kürzesten Zeit eine Menge Menschen angezogen haben und wenig später spurlos verschwunden sind, — oder von jenen „Missionen“, die während einiger Wochen eine künstliche Begeisterung geweckt haben, nach deren Verpuffen sich die Pfarren genau wieder im „status quo ante“ befunden haben. In der Pfarre Notre-Dame Saint-Alban hat man niemals etwas Ähnliches erlebt. Es ist gelungen, eine geistliche

Familie zu schaffen, eine Pfarrgemeinde, die in unwiderleglicher Weise für Christus ständig Zeugenschaft ablegt. Die Arbeit an den Gläubigen ging in die Tiefe. Der Klerus ist im ganzen Viertel hochgeachtet, nicht nur weil die Priester, menschlich gesehen, sympathisch sind, sondern gerade wegen ihrer Priestereigenschaft, als Diener einer Religion, die in der Tat vorgelebt wird; davor hat man den größten Respekt. Die Religion selbst erfreut sich allgemeiner Wertschätzung. Dieses Ergebnis konnte nur dadurch erreicht werden, daß P. Remilieux seine Glaubensüberzeugung im Leben öffentlich zum Ausdruck brachte, daß er völlige Selbstlosigkeit an den Tag legte, unermüdlich allen, die ihn aufsuchten, aufopferungsvoll zur Verfügung stand, und daß er eine bewundernswert „religiöse“ Haltung auf allen Gebieten des Heiligen einnahm.

Man kann zwar von Erfolgen sprechen, insofern es „Konversionen“ im eigentlichen Sinne im Pfarrbereich gibt; aber ich glaube nicht, daß sie einen besonders beachtenswerten Umfang aufweisen. Es sind Einzelfälle, wie solche viele Pfarren anführen könnten. Dem gegenüber ist festzustellen, daß die Pfarre weit über ihre Grenzen hinaus einen beträchtlichen Einfluß ausübt, der Konversionen hervorruft. Eine Menge von Seelen, die von der Gnade in Unruhe versetzt worden waren, sind hierher gekommen, um „zu sehen“, und hier ist ihnen die Offenbarung zuteil geworden, was wahres Christentum ist. Es hat keinen Sinn, von Voreingenommenheit oder Snobismus zu sprechen. Das alles sind hohle Phrasen, die nur gebraucht werden, um über die für die eigene Bequemlichkeit so beschämenden

den Erfolge der anderen hinwegzutauschen. Wenn nämlich jede Pfarre ein so hochherziges Zeugnis für Christus und seine Kirche ablegte, dann hätten es diejenigen, die auf dem Wege zur Kirche sind, nicht nötig, nach Notre-Dame Saint-Alban zu gehen, und außerdem wären diese Konversionen dann viel zahlreicher. Wie dem auch immer sei: Ohne daß diese Pfarre eine besondere Anziehung auf das Spirituelle im eigentlichen Sinn ausgeübt hätte, ist sie doch seit sechsundzwanzig Jahren ein Brennpunkt der Konversion und persönlicher Heiligung gewesen und ist es bis heute geblieben.

Es bleibt noch die Aufgabe, sich mit dem Vorwurf auseinanderzusetzen, daß die beiläufig siebentausend Angehörigen der Pfarre, die sich nicht um die Kirche kümmern, weiterhin außerhalb stehen und nicht von der Bewegung ergriffen sind, einer Bewegung, die sie zu Christus und den Sakramenten führen sollte. In diesem Punkte ist Notre-Dame Saint-Alban nicht mit Sacré Coeur von Colombes<sup>1</sup> zu vergleichen. Warum ist es so? Weil P. Remillieux eine andere Richtung als P. Michonneau eingeschlagen hat. Mit Absicht ist das allerdings nicht geschehen. Ich habe in diesem Buche immer wieder betont, wie sehr er unablässig von der Sorge um die ungetreuen Schäflein geplagt wird, die zu Christus zurückgeführt werden sollen. In diesem Lichte wird man die Richtigkeit meiner Behauptung zugeben, daß es unmöglich ist, sich vorzustellen, er denke nur mit be-

---

1) Die Pfarrkirche in der Bannmeile von Paris, an der P. Michonneau seine entscheidenden Erfahrungen gesammelt hat, die in dem Buch „Die Pfarre als Missionsgemeinde“ niedergelegt sind. (Der Übersetzer.)

sonderer Liebe an seine kleine Schar, während er die anderen vergißt. In der Verwirklichung seiner Pläne hat er, genau wie P. Michonneau, gezeigt, daß nur eine lebendige Gemeinde imstande sein kann, wahrhaft vorbildlich zu sein. P. Michonneau hat seine Gemeinde dadurch lebendig gemacht, daß er ihr missionarischen Charakter gegeben hat. P. Remillieux seinerseits war der Ansicht, daß es zuerst darauf ankomme, eine geistliche Familie zu schaffen, die durch den Kultus und die Ausübung der Tugenden fest in Christus verwurzelt ist, eine Familie, die dann so voll überströmenden Lebens sein müßte, daß sie die Kraft hätte, die anderen zu Christus heranzuziehen. „War es nicht nötig“, so fragt er, „daß die ersten Christen durch Jahrhunderte inneren Lebens, der Demut und des bis zum Martyrium gehenden Großmuts erzogen wurden, bevor der römischen Welt das Bild christlichen Lebens gezeigt werden konnte, bevor es zu diesen großartigen Taufbewegungen des vierten Jahrhunderts kam, bevor die Heiden die riesige Erschütterung erfuhren, die vom Bekenntnis des christlichen Gedankens ausgingen? Könnte es nicht heute bei aller Berücksichtigung der Verschiedenheit der geschichtlichen Situation ebenso sein? Um das Volk wieder christlich machen zu können, brauchen wir Gemeinden, die ein christliches Leben führen in aller Fülle und Ausschließlichkeit, die nicht mittelmäßig sein, sondern ständig innerlich wachsen wollen dadurch, daß sie die Liebe Christi wirklich in die Tat umsetzen, daß sie gemeinsam den Vater durch Christus in solchen Kirchen anbeten, in denen das Heilige eine wahre Heimstätte hat unter Ausschluß jeden weltlichen Getriebes

und jeden unechten Formalismus!“ Bisher ist also seine Bemühung darauf gerichtet gewesen, ein solches christliches Gemeinwesen zu schaffen, das die Fähigkeit hat, die übrigen Bewohner des Viertels mitzureißen.

Es ist denkbar, daß man seine Ansicht über diese Methode nicht teilt und der des P. Michonneau den Vorzug gibt. Man kann sie aber durchaus vertreten, und es ist wahrscheinlich, daß auch sie beachtliche Erfolge zeitigen wird. Seit einigen Monaten hat P. Remillieux damit begonnen, nachmittags oder abends paraliturgische Feiern zu veranstalten, die bestimmt sind, die Menge anzuziehen. Die erste dieser Feiern war Ende Dezember 1945 das *Fest der Rückkehr der Gefangenen*, ein Empfang, den die Christen des Viertels all ihren gefangenen und verschleppten, nun endlich befreiten Brüdern bereiteten. Der erste Teil fand um 15.00 Uhr in einem Saal, der zweite um 17.00 Uhr in der Kirche statt. Dieser zweite Teil war eine Paraliturgie, das Gedenken und die Aufopferung aller menschlichen Leiden, besonders der Leiden in der Verbannung und in der Gefangenschaft. Es war ein voller Erfolg. Eine große Menge von Kriegsgefangenen in Begleitung ihrer Familien nahm an dieser Veranstaltung teil, in der Christen ihrem Glauben und brüderlichen Gefühl im Gesang Ausdruck verliehen. Im Frühling 1946 fand die nächste Feier statt, in der die Jünglinge und jungen Mädchen, die ihr Taufgelübde im Laufe des Jahres erneuert hatten, den christlichen und nichtchristlichen Eltern vorgestellt wurden. Andere Veranstaltungen werden vorbereitet, namentlich solche aus Anlaß des Muttertages, des Festes der Arbeit, des Heiligen Abends.

Zum Schluß müssen wir feststellen, daß eine aus mehreren Priestern bestehende Gruppe erforderlich ist, damit eine ununterbrochene Leistung auf apostolischem Gebiet von einigem Ausmaß erbracht werde. In dieser Hinsicht scheint die Zukunft von Notre-Dame Saint-Alban durch ihren Anschluß an den *Prado* gesichert. Es ist dies eine Kongregation von Priestern, die den Gemeinschaftsgedanken pflegen. Sie wurde von P. Chevrier in der Diözese Lyon gegründet. Schon jetzt arbeiten Priesternovizen des Prado in Notre-Dame Saint-Alban in der Zeit vom Freitag bis zum Montag. Wenn Gott eines Tages den Gründer dieser Pfarre zu sich rufen wird, dann werden die Priester des Prado sie ganz in ihre Obhut übernehmen. Ihre Traditionen der Armut und des Glaubens sind eine Garantie dafür, daß das Werk des P. Remillieux in seinem Sinne fortgeführt und erweitert werden wird.

P. Remillieux wird aber immer der Gottesmann bleiben, der bereits seit 1920 auf dem Gebiete der liturgischen Pastoral ein Bahnbrecher war. Zahlreiche Priester geben freimütig zu, daß sie ihm den Antrieb verdanken, der sie seither wachgehalten hat, und den sie auf andere übertragen haben. Eine unabsehbare Menge von Seelen hat bei ihm in lebensvoller Weise die Offenbarung der fundamentalen Tugenden des Christentums erhalten, und immer wieder von neuem werden sie ihnen dort offenbar, nämlich: die *Liebe*, der *Glaube* und die *Religion*.

Lyon, im September 1945.

Pamiers, im Oktober 1946.